HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON
FRANZ BLEI



MÜNCHEN 1909
HANS VON WEBER/VERLAG

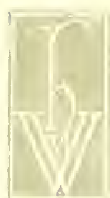
HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON
FRANZ BLEI

ERSTER BAND
DER ZWEITEN
FOLGE



MÜNCHEN 1909
HANS VON WEBER VERLAG




GEDRUCKT IN TIEMANNSCHEN SCHRIFTEN
VON POESCHEL UND TREPTE, LEIPZIG FÜR
DEN VERLAG HANS VON WEBER MÜNCHEN
IN 1050 EXEMPLAREN, WOVON 1000 AUF
ENGLISCHEM VELIN, 50 AUF PAPIER DER
KAISERLICH JAPAN. MANUFAKTUR
IM JAHRE 1909



HYPERION

ACHTES HEFT

1909

DAS ACHTE HEFT:

Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa, mit einem Wort an das Publikum oder Niemand, Den Kundbaren. Annette Kolb: Der Schatten, ein Dialog. Franz Kafka: Gespräch mit dem Beter und dem Betrunkenen. Martin Beradt: Der Troll. Aus dem Tagebuch eines Dekadenten. Herbert Alberti: Tag des Beglückten, Vier Kanzonetten aus Florenz. Rainer Maria Rilke: Nonnenklage. Flieder in der Hauptstadt. Nach dem Englischen des amerikanischen Dichters Brian Hooker von Alfred Walter Heymel. Kommentare und Glossen: Der Bub, von G. K. C. Der Snobb, von Karl Einstein. Heredia, von Remy de Gourmont. Das Konversationslexikon, von F. B. Dickens, von F. B. Kriege und Parteien, von Andreas Suares. Schattentheater, von F. B. — Victor Hadwiger: Aus Abraham Abts Vorleben. — Marcel Schwob: Imaginäre Lebensläufe. — Unveröffentlichte Handzeichnungen nach Rembrandt, Cornelis Bega, Jan van Goyen, Jan Breughel, van Dyck, Watteau, Boucher. Originale in der Bremer Kunsthalle.

EINE RHAPSODIE IN KABBALISTISCHER PROSA, MIT EINEM WORT AN DAS PUBLIKUM ODER NIEMAND, DEN KUNDBAREN

Du führst einen Namen und brauchst keinen Beweis deines Daseins, Du findest Glauben und tust keine Zeichen, denselben zu verdienen, Du erhälst Ehre und hast weder Begriff noch Gefühl davon. Wir wissen, daß es keinen Götzen in der Welt gibt. Ein Mensch bist Du auch nicht; doch mußt Du ein menschlich Bild sein, das der Aberglaube vergöttert hat. Es fehlt Dir nicht an Augen und Ohren, die aber nicht sehen, nicht hören; und das künstliche Auge, das Du machst, das künstliche Ohr, das Du pflanzest, ist blind und taub. Du mußt alles wissen, und lernst nichts; Du mußt alles richten, und verstehst nichts. Du dichtest, hast zu schaffen, bist über Feld, oder schläfst vielleicht, wenn Deine Priester laut rufen, und Du ihnen und ihrem Spötter mit Feuer antworten solltest. Dir werden täglich Opfer gebracht, die Andere auf Deine Rechnung verzehren, um aus Deinen starken Mahlzeiten Dein Leben wahrscheinlich zu machen. So ekel Du bist, nimmst Du doch mit allem vorlieb, wenn man nur nicht leer vor Dir erscheint. Ich werfe mich wie der Philosoph zu den erhörenden Füßen eines Tyrannen. Meine Gabe besteht in nichts als Küchlein, von denen ein Gott wie Du einst barst. Überlaß sie daher einem paar Deiner Anbeter, die ich durch diese Pillen von dem Dienst Deiner Eitelkeit zu reinigen wünsche. —

Nicht Leier! Noch Pinsel! — eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen! Heil dem Erzengel über die Reliquien der Sprache Kanaans! Auf schönen Eselinnen siegt er im Wettlauf. Aber der Weise Griechenlands borgt Eutyphrons stolze Hengste zum philologischen Wortwechsel.

Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Deklamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinns oder Erstaunens saßen sie — und taten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprachen.

Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit. Der erste Ausbruch der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtsschreibers, die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigten sich in dem Worte: Es werde Licht! Hiermit fängt die Empfindung von der Gegenwart der Dinge an. *Πᾶν γὰρ το φανερούμενον φῶς ἐστι.*

Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das

Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Ratschluß des Urhebers löst die verwickeltsten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Die blinden Alten haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes und das Äußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehen; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns. Aber Gott der Herr machte Röcke von Fellen und zog sie an unsern Stammeltern, denen die Erkenntnis des Guten und Bösen Scham gelehrt hatte. Ich setze das Herkommen dieser Tracht in der dem Adam durch den Umgang mit dem alten Dichter – der in der Sprache Kanaans Abaddon, auf hellenisch aber Apollyon heißt – bekannt gewordenen allgemeinen Bestandheit tierischer Charaktere, die den ersten Menschen bewog, unter dem entlehnten Balg eine anschauende Erkenntnis vergangener und künftiger Begebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen. –
Rede, daß ich Dich sehe! Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist; denn ein Tag sagts dem andern, und eine Nacht tuts kund der andern. Ihre Losung läuft bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hört man ihre Stimme. – Die Schuld mag aber liegen woran sie will, außen oder in uns: wir haben an der Natur nichts als disiecta membra pöetae zu unserm Gebrauch übrig. Diese zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Philosophen, sie nachzuahmen, oder noch kühner: sie in Geschick zu bringen, ist des Poeten bescheiden Teil.
Reden ist Übersetzen, aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt: Gedanken in Worte, Sachen in Namen, Bilder in Zeichen. Die Schöpfung des Schauplatzes verhält sich aber zur Schöpfung des Menschen wie die epische zur dramatischen Dichtkunst. Jene geschah durchs Wort, die letzte durch Handlung. Herz, sei wie ein stilles Meer!...
Virtuosen der gegenwärtigen Zeit, auf welche Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen lassen! Ihr wenigen Edlen! Macht Euch diesen Schlaf zu Nutz und baut aus einer Rippe dieses Endymion die neueste Ausgabe der menschlichen Seele. Die nächste Zeit wird wie ein Riese vom Rausch erwachen, eure Muse zu umarmen und ihr das Zeugnis zuzujauchzen: Das ist Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch!
Sollte diese Rhapsodie im Vorübergehen von einem Leviten der neuesten Literatur in Augenschein genommen werden, so weiß ich zum Voraus, daß er sich segnen wird, wie der heilige Petrus vor dem großen leinenen Tuch an vier Zipfeln gebunden, darin er mit einem Blick gewahr ward, und sahe vierfüßige Tiere der Erde und wilde Tiere und Gewürme und Vögel des Himmels – »O nein, besessener

Samariter«, so wird er schelten in seinem Herzen, »für Leser von orthodoxem Geschmack gehören keine gemeine Ausdrücke noch unreine Schüsseln, impossibilissimum est, communia proprie dicere! Siehe, darum geschieht es, daß ein Autor, dessen Geschmack acht Tage alt, aber beschnitten ist, lauter weißen Entian zur Ehre menschlicher Notdurft in die Windeln tut.« Die fabelhafte Häßlichkeit des alten Phrygiers ist in der Tat lange so blendend nicht wie die aesthetische Schönheit Äsop des Jüngeren. — Man kann allerdings ein Mensch sein, ohne daß man nötig hat, ein Autor zu werden. Wer aber guten Freunden zumutet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als philosophischen Abstraktionen aufgelegt. Wagt euch also nicht in die Metaphysik der schönen Künste, ohne in den Orgien und Eleusinischen Geheimnissen vollendet zu sein. Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Die Sinne aber sind Ceres und Dionysos die Leidenschaften, alte Pflegeltern der schönen Natur.

Bacche! veni dulcisque tuis e cornibus vua
Pendeat, et spicis tempora cinge Ceres.

Verdenken Sie es mir nicht, werter Beurteiler, wenn ich gleich dem Gespenste im Hamlet durch Winke mit Ihnen rede, bis ich gelegenere Zeit haben werde, mich durch sermones fideles zu erklären. Vergeben Sie es der Torheit meiner Schreibart, die sich so wenig mit der mathematischen Erbsünde Ihrer ältesten, noch mit der witzigen Wiedergeburt Ihrer jüngsten Schriften reimt, wenn ich ein Beispiel aus der Fibel borge, die ohne Zweifel älter als die Bibel sein mag. Verlieren die Elemente des A-b-c ihre natürliche Bedeutung, wenn sie in der unendlichen Zusammensetzung willkürlicher Zeichen uns an Ideen erinnern, die, wo nicht im Himmel, doch im Gehirn sind? Falls man aber die ganze verdienstliche Gerechtigkeit eines Schriftgelehrten auf den Leichnam des Buchstaben erhöht, was sagt der Geist dazu? Soll er nichts als ein Kammerdiener des Toten oder gar ein bloßer Waffenträger des tötenden Buchstaben sein? Das sei ferne! — Eine mordlügnerische Lehre hat die Natur aus dem Wege geräumt — warum fordert die Lehre, daß wir die Natur nachahmen sollen? Damit sie das Vergnügen erneuern kann, an den Schülern der Natur auch Mörder zu werden. Ihr Kunstrichter fragt immer, was Wahrheit ist, und greift nach der Tür, weil ihr keine Antwort auf die Frage abwarten könnt. Eure Hände sind immer gewaschen, es sei, daß ihr Brod essen wollt, oder auch, wenn ihr Bluturteile gefällt habt. Wenn eine einzige Wahrheit gleich der Sonne herrscht: das ist Tag. Ihr seht anstatt dieser einzigen so viel als Sand am Ufer des Meeres, und hiernächst ein kleines Licht, das jenes ganze Sonnenheer an Glanz übertrifft — das ist eine Nacht, in die sich Poeten und Diebe verlieben. Der Poet am Anfange der Tage ist derselbe mit dem Dieb am Ende der Tage.

Alle Farben der schönsten Welt verbleichen, sobald ihr jenes Licht, die Erstgeburt der Schöpfung, erstickt. Ist der Bauch euer Gott, so stehen selbst die Haare eures Hauptes unter seiner Vormundschaft. Jede Kreatur wird wechselsweise euer Schlachtopfer und euer Götze. Ihr macht die Natur blind, damit sie eure Wegweiserin werden soll. Oder ihr habt euch vielmehr selbst die Augen ausgestochen, damit man euch ja für Propheten halten möge, welche Eingebung und Auslegung aus ihren fünf Fingern saugen.

Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu sein? Versteht ihr den Buchstaben der Vernunft klüger als jener allegorische Kämmerer der alexandrinischen Kirche den Buchstaben der Schrift, der sich selbst zum Verschnittenen machte um des Himmelreiches willen? Leidenschaft allein gibt dem Denken Hände, Füße, Flügel, und den Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. Jede individuelle Wahrheit wächst zur Grundfläche eines Planes, wunderbarer als jene Kuhhaut zum Gebiet eines Staates. Die Vollkommenheit der Entwürfe und die Stärke ihrer Ausführung, die Empfängnis und die Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke, die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Ekel daran — sie liegen im furchtbaren Schoße der Leidenschaften vor unseren Sinnen vergraben. Aber Narziß, das Zwiebelgewächs der Schöngeister, liebt sein Bild mehr als sein Leben.

Als der älteste Leser dieser Rhapsodie in kabbalistischer Prosa sehe ich mich vermöge des Rechts der Erstgeburt verpflichtet, meinen jüngeren Brüdern, die nach mir kommen werden, noch ein Beispiel eines barmherzigen Urteils zu hinterlassen, wie folgt:

Es schmeckt alles in dieser neuesten Ästhetik, welche die älteste ist, nach Eitelkeit! Der Rhapsodist — *οἱ ῥαψῳδοὶ, ἑρμηνέων ἑρμηνεῖς* — hat gelesen, beobachtet, gedacht, angenehme Worte gesucht und gefunden, treulich angeführt, gleich einem Kaufmannsschiffe seine Nahrung weit hergeholt und von ferne gebracht. Er hat Satz und Satz zusammengerechnet wie man Spieße auf einem Schlachtfelde zählte. Aber die Hauptsumme laßt uns hören:

Fürchtet Gott und gebt Ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts ist kommen, und betet an Den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Wasserbrunnen.

ANNETTE KOLB: DER SCHATTEN, EIN DIALOG

ἀλλ' ἐπὶ τὸ πολὺ πέλαγος τετραμμένος τοῦ καλοῦ καὶ θεωρῶν πολλοὺς καὶ καλοὺς λόγους καὶ μεγαλοπρεπεῖς τίκτῃ καὶ διανοήματα ἐν φιλοσοφίᾳ ἀφθόνῳ, ἕως ἂν ἐνταῦθα ῥωσθεὶς καὶ αὐξηθεὶς κατίδῃ τινὰ ἐπιστήμην μίαν τοιαύτην ἥ ἐστι καλοῦ τοιοῦδε.

Plato, Sympos. 28.

DIE FREUNDIN:

Du gleichst einer Nixe, die aus ihrem Fluß empor, sich hin zu den Menschen drängte, weil sie Seelen hatten. So möchtest du dich hin zu Menschen drängen, denen die Geistigkeit deiner Natur dich so glücklich enthob.

KORE:

Die Geistigkeit? Woher kommt es dann, daß, je mehr Fassetten an der Seele eines Menschen sind, desto heimischer er sich in meiner Nähe fühlt, und ich in seiner? Ja daß zwischen den Braven und mir die Brücke gewissermaßen abgebrochen ist?

DIE FREUNDIN:

Dein klares Gemüt fühlt sich durch das Dekadente angezogen, das ist sehr natürlich. Les extrêmes se touchent.

KORE:

O das sind Gemeinplätze! Glauben Sie nicht? Wo Kontraste sich berühren, geschieht es stets auf Grund irgend welcher geheimer Analogien. Wer weiß, ob nicht vielleicht reinste Triebe und Affekte heute unter dem Schein des Dekadenten sich verbergen.

DIE FREUNDIN:

Hängst du noch immer solchen Fragen nach?

KORE:

Ja; da sie mir noch immer unerklärlich sind. Ich kann nicht finden, daß die Ausführungen der Experten die tragische und geisterhafte Seite des Problems im mindesten enthüllen.

DIE FREUNDIN:

Geisterhaft?

KORE:

Es könnte doch sein, daß die Beziehungen der Menschen gar keine nennenswerten oder in unendlichen Graden und Schattierungen erotische sind.

DIE FREUNDIN:

Ich staune, daß solche Fragen dich so sehr beschäftigen.

KORE:

Es kann dir unmöglich so erstaunlich scheinen. Allein mein Denken umschleicht sie wie eine Burg, die hohe Mauern mir entzogen halten. Ich starre in die Augen des Lasters wie durch blinde Scheiben, und es befällt mich kein Grauen, keine Entrüstung, wie der Unschuldige sie zum Verworfenen faßt. Wie ein zu ferner Laut so dringt sein Leben nicht bis zu mir.

DIE FREUNDIN:

Aber jene Experten, Kore, die du vorhin erwähntest, was war es denn, das dir an ihren Ausführungen nicht genügte?

KORE:

Nun, die Gedanken natürlich! Glaubst du es wäre möglich, die Menschen nachdenklicher zu machen? Oder bewußter? Die tötliche Aura, die unser Leben umweht, wie wäre sie möglich bei erhöhter Bewußtheit? Ach mich erfaßt oft ein Ekel, den ich nicht beschreiben kann, ein Widerwille zu den Menschen zu gehören.

DIE FREUNDIN: O!

KORE:

Ich dächte es hat doch arge Bewandtnisse mit unserer Beschaffenheit, und es weisen recht deutliche Fingerzeichen darauf hin, daß wir nicht die vollkommensten Lebensbedingungen inne haben, auch wenn wir uns keine anderen als die gegebenen vorzustellen vermögen. Ich meine, man kann mit dem Körper des Menschen sehr wohl einverstanden ohne von seiner Körperlichkeit gerade entzückt zu sein. — Aber wo nur Hippolyt so lange bleibt?

DIE FREUNDIN:

Nennst du ihn wirklich Hippolyt?

KORE:

Klingt es so affektiert? — Aber ist die Art wie er gewisse Worte ausspricht nicht entzückend affektiert; es geht über Musik. Neulich sagte Jemand von ihm: He is the nearest approach to a statue.

DIE FREUNDIN:

Wie hübsch!

KORE:

Eine sehr belebte Statue freilich! — Einmal sah ich sein Auge sich füllen wie einen Kelch. Ich weiß nicht welcher Gedanke, welche Erinnerung ihn da durchbebte. Aber mit einer Art feindseligen Freude schien er das Grauen in meinem Blicke wahrzunehmen, weil ich ihm über die Schwelle

des dunklen Spaltes nicht folgen konnte, in das er seine Seele gleiten ließ. Und er machte sich nichts von mir verlassen zu werden. Er war sich genug.

DIE FREUNDIN:

Es ist nicht so schön, was dir entzogen bleibt.

KORE:

Sein Auge war schön, als es sich füllte wie ein Kelch. Du kennst ihn — aber du schweigst. — Ach, in meiner Vitalität muß, fürchte ich, eine Lücke sein. Denn stets ist es das Gemeinverständlichste, das ich am wenigsten begreife. Zum Beispiel, daß Frauen auf ihre Männer eifersüchtig sind. Gott! welche Blindheit.

DIE FREUNDIN:

O Kore!

KORE:

Warum lachst du? ich versichere dir, dies ist ein Grund, warum ich mich zu Frauen nicht hingezogen fühle.

DIE FREUNDIN:

Neulich sagtest du gerade das Gegenteil.

KORE:

Ganz objektiv genommen, wenn sie schön sind, gewiß. Aber das ist etwas ganz anderes. Diese Art von Reiz können auch Jünglinge auf mich ausüben. Wie jener Eine. Aber habe ich es dir nicht schon erzählt?

DIE FREUNDIN:

Nichts hast du mir erzählt. Was sind das für Erlebnisse?

KORE:

Ich sah ihn in Rom im Lesesaal eines Hotel, leicht über den Tisch vorgebeugt, auf dem die Zeitungen lagen. Schnell faßte ich da eine zur Hand, setzte mich abseits, riß eine Spalte durch das Blatt, und starrte unverwandt auf ihn hin. Wie viel edler schien mir seine Zeichnung, als die des schönsten Mädchens! Frei, dachte ich, und unschmiegsam wie der Geist des Mannes, sind die Linien seines Körpers.

DIE FREUNDIN:

Wer war es denn?

KORE:

Das weiß ich doch nicht. Aber Tags darauf besuchte ich in einem der schönsten Paläste der Welt die merkwürdigste Dame Roms, die Blume dessen, was Generationen eines erlauchten Blutes erzielen mochten. Und um sie her — kostbar und unvergleichlich wie sie selbst, die Harmonie ihres

Rahmens: die Tönung der Gobelins, von einer zarten, berückenden Glut, wie ich sie nie gesehen hatte — das strahlende, und dennoch wie durch Alabaster gedämpfte Licht — die Höhe und Pracht des Gemaches, in dem wir uns befanden, die vielen Säle, die zu ihm führten, die Stille . . . Wir sprachen von gleichgültigen Dingen, aber ich sah dabei nie von ihr weg. Von ihren Umrissen war das Auge so gebannt, daß es keine Linien, keine Formen, immer nur Eine köstliche Form, Ein köstliches Gefüge erfaßte. Das einzig schwere an ihr war ihr braunes Haar, das sich so prunkvoll, in breiten Zöpfen, an ihr blasses Haupt und ihren kaiserlichen Nacken schloß. Und sie blickte mich gelassen an, mit einer Miene, als könnte ihr nichts in der Welt indifferenter sein, ob ich nun eine Weile noch bei ihr bliebe, oder ob ich von ihr ginge. —

DIE FREUNDIN:

Da wäre ich doch gegangen.

KORE:

Als ich ging, ergriff ich wie nach einem Rhythmus ihre Hand, und faßte sie mit einem Gefühl der Trauer und des Entzückens, und legte sie langsam von meiner Rechten in meine Linke, und ließ sie wieder zurück in meine Rechte gleiten, und faßte sie wieder. Ich wollte lächeln, allein ein tiefer Frost durchfuhr meine Wirbelsäule, wie ein kalter Blitz . . . und ich ließ ihre Hand los, und wandte mich von ihr ab. Und wie im Traume zog ich durch die erleuchteten Säle zurück, an stummen Dienern vorbei. In der Halle, auf einer schwarzen Truhe, lag mein Mantel. Er wurde mir vor dem Spiegel umgehängt und ich sah hinein. Aber ich erschrak vor meinem Bilde, und starrte mich betroffen an: meine Lippen bebten, meine Züge waren verklärt, meine Augen flammten wie die eines Gottes. Allein wie Finsternis auf Tageshelle, so schien ein wilder und zugleich müder Schein hinter all der Herrlichkeit zu lauern. Und dann stand ich draußen auf dem Korso. Die Luft war dunkel und feucht, und mein Herz zog sich zusammen. Ich sah den Wagen vorm Portale stehen, aber vor dem geöffneten Schlage machte ich kehrt; jetzt in dem engen Raume still zu sitzen, war unerträglich. So steuerte ich schnell und aufs Geradewohl durch einsame Gassen, bis ich mich verirrte; bis ich im Finsteren gegen eine Wand anstieß, die nichts anderes war, als eine jener ausgepolsterten schmutzigen Kirchentüren Roms. Ein altes Weib hielt sie geöffnet. Mich aber lockte die Leere und Düsterkeit des Hauses, und ich trat ein. Aber wie Bäche unter Wolkenbrüchen so hastig überfließen, oder wie ein schwerer Hagel im Nu die Felder zerstört, so drang jetzt rettungslose Schwermut mit der Gewalt

eines Sturmes auf mich ein. Von ferne schimmerte ein silberner Altar, und vor ihm hingesunken, war es mir, als betete ich zu meinen Qualen, als hielte ich die Hände emporgerichtet zu meiner eigenen Todessehnsucht und meinem eigenen gebrochenen Herzen. Ich selbst war Eros, — — — wie hätte ich die Liebe erkannt? wie hätte sich das Land der Sünde vor mir aufgetan? — Allein die Kenntnis meiner Zeit und ihrer Strömungen brach mir so hervor, wie ein goldener Schlüssel, den ich hervorzog aus der Leidenschaft und der Wunschlosigkeit meines Blutes.

DIE FREUNDIN:

O was hätten diese mit jenen Strömungen zu schaffen?

KORE:

Dir kann am wenigsten entgehen, wie enge sie trotzdem mit ihnen verwoben und von den mächtigen Verschiebungen mit fortgerissen ist, in deren Zeichen wir stehen. Ist heute nicht Alles davon ergriffen? unsere Ideale, unsere Politik, wie unsere Länder, unsere Kontinente selbst, deren Aspekte sich veränderten? Es löst sich heute so manches, — wie Eisschollen zu Ende des Winters — in den Seelen der Menschen. Wie hätten die Beziehungen der Geschlechter keine Alterationen erfahren? Du merkst nur zufällig nicht, wie schlecht es den Frauen heutzutage geht.

DIE FREUNDIN:

Du doch auch nicht.

KORE:

Ich merke das Gesamtbild: die unverkennbare moralische Entfremdung, die wir so schwer verwinden. Denn so armselig die Mehrzahl der Männer auch ist, so treffen wir doch nicht unter ihnen jene seltsamen, in ihrer Dürftigkeit fast spukhaften Karikaturen, die uns unter einschichtigen Frauenzimmern begegnen. Siehst du, ich halte es mit jenem alt-griechischen Spruch, daß die Frau die Weisheit, und der Mann die Liebe sei.

DIE FREUNDIN:

Meinst du die Knabenliebe?

KORE:

Wie falsch du rätst! ich meine die Jungfräulichkeit: Pallas Athene, diese incommensurable Gestalt. Sie nenne ich einen der größten Gedanken, den die Griechen nicht zu Ende dachten: die Jungfräulichkeit als Trieb.

DIE FREUNDIN:

Gott, was Du für Sachen sagst!

KORE:

Ich denke nach, das ist Alles. Wenn unser so abhängiges Sein den antiken Griechen nicht erhaben genug dünkte, so konnte gerade dem geschärften Sinn der Griechen, gerade ihm der geheimnisvoll Dianenhafte Zug nicht entgehen, der das tragische Element des weiblichen Gemütes bildet. Zu einer Zeit, in der die Differenzierungen desselben so wenig noch beachtet, so wenig berücksichtigt wurden, drangen dennoch, als ein Vorrecht einzig nur der edelsten Rasse, Mythen wie die der Amazone und der Walküren ans Licht. Daher das unklassische, in seiner frauenzimmerlichen Verkehrtheit tragi-komische, wenn wir unsere Gleichberechtigung dadurch dokumentieren wollen, daß wir das Zügellose zur Parole wählen. Gerade so kommen wir ja am wenigsten vom Manne los.

DIE FREUNDIN:

Wer sagt dir denn, daß wir das wollen?

KORE:

Aber von uns selber möchten wir los!

DIE FREUNDIN:

Du bist also gegen die Liebe?

KORE:

Im Gegenteil. Das fesselnde an einer Jeanne d'Arc ist doch nichts anderes, als ihre Gewalt über die Männer, als die illustre Prägung ihres feurigen Naturells. Das ideale Endziel ist ja auch hier der Mann. Aber ein wechselvolles Liebesleben, das den Mann bereichern kann, muß die Frau erschöpfen, sagte St. Evremont zur Ninon. Und wo sehen wir eine reichere Wesensfülle sich entfalten? gewiß nicht bei ihr, die all ihre Fähigkeiten zu Gunsten einer Reihe von Liebhabern so glücklich auslösen durfte. Ich bin durchaus nicht gegen die Liebe. Ich bin nur, was Frauen betrifft, entschieden für die Tugend.

DIE FREUNDIN:

So. – Und für die Männer?

KORE:

Ach komm! Die ist doch im Vergleich zur unseren so unerheblich; während das Niveau der Frau von vitalstem Interesse ist für den Mann. Ja hier vollzieht sich etwas wie ein Austausch; denn der Hochsinn der Frau findet im begeisterten Verständnis des Mannes sein Paragon. Liebe und Weisheit noch ein Mal: das schönste über die Frau wurde stets von Männern gesagt.

DIE FREUNDIN:

Das klingt wie eine Litanei zur Laute eines Troubadours.

KORE:

Kein Troubadour; kennst du Hofmannthal's »Unterhaltung über den Tasso Goethes«, und den Abschnitt, der »Die Prinzessin« betitelt ist? — Hier ist er. — Es sind da nämlich so kostbare und seltene Dinge aneinander gereiht, daß man sie gerne zur Hand hat. So hole ich gern meine Steine hervor, um sie an der Sonne funkeln zu sehen.

DIE FREUNDIN:

Ich kenne das Buch nicht.

KORE:

Es ist kein Buch, nur eine Abhandlung. Aber worauf Hofmannsthal hier hindeutet, ist das letzte Wort der Frauenpsyche: ihr seltsam verwobener, niemals ungetrübter und doch so mächtiger Drang, auf ihre eigene Schwäche wie auf eine Schlange den Fuß zu setzen. Wo hier ein Sieg bis zum Triumphe errungen ist — und Hofmannsthal hebt hervor, (und die Weise, wie er es hervorhebt ist von höchster Genialität) daß Goethe dies »das Ungeheure« nannte, — da stylisiert sich gleichsam die Natur, zur Ahnung einer höheren Daseinsform. Bedenke was für Geliebte, was für Mütter aus solchen Frauen den Männern erwüchsen! Aber vielleicht ist die kalte Luft, die jetzt über uns hinweht, unserem Wachstum günstig, und mittlerweile könnte sich die Evolution der Frauen dadurch vollziehen, daß die Männer immer degenerierter werden.

DIE FREUNDIN:

Versteh ich dich recht?

KORE:

Unsere Zeit ist doch nicht schön. Was man Alles hören muß.

DIE FREUNDIN:

Über die Moral der Männer sollen wir uns nicht kümmern, meintest du doch.

KORE:

Ja; aber es ist nachgerade als ob wir statt ihrer reden müßten: sie scheinen sich ja selbst nicht mehr zu kennen, da sie einander richten. Gerade der unerfahrenste Tor könnte sich da als der wahre Experte herausstellen. Habe ich dir je von meinem Besuch in der Münchner Vasensammlung erzählt?

DIE FREUNDIN:

Ist es wieder ein so spannendes Erlebnis wie in dem römischen Hotel?

KORE:

Mit dir rede ich so gerne. Es ist anregend, weil du so verständig, und

nicht aufregend, weil du so oberflächlich bist. Wo hast du diesen entzückenden Hut her?

DIE FREUNDIN:

Place Vendôme. Aber erzähle doch.

KORE:

Es war vorigen Sommer kurz vor unserer Heirat, Hippolyt begleitete mich, und ihm zu Ehren holte der Kustos einzelne kostbare Scherben hervor, die sonst nicht vorgezeigt werden. Auf einer derselben war eine Jünglingsgestalt abgebildet: fast femminin in ihrer Zartheit, aber dabei von der edelsten Verfeinerung der Linien, und einem so unbeschreiblichen Reiz, daß der Anblick eines so vollendet schönen Körpers etwas erschütterndes hatte, als sei die Krone von Allem, das Herrlichste von Allem dies, und wiederum nur dies! Und plötzlich stand ich wie ein vom Lichtstrahl durchblitzter Schatten, so stand ich schaudernd von dem Bewußtsein durchzuckt, daß ich nicht mit dem Auge des Mädchens, noch des Kunstkenners, nein, mit keinem anderen Auge, als dem — im Sinn des Sokrates — entzücktem Auge des Liebenden das Bild dieses Jünglings betrachtete, als sei ein solches Auge dessen Correlat. Und was mich da angewandelt hatte, war etwas so auserlesenes und von so hoher Allüre, daß mich seitdem der Verdacht nicht mehr verließ, es müsse sich die Tonleiter vom Gemeinen bis zum platonisch Erhabenen, auch auf diesem Gebiete ziehen. Die Sünde aber als das nichtigste und zugleich wirklichste, sollte sie nicht zur göttlichen Aphrodite sich verhalten wie zum Körper die Körperlichkeit, die so exakt zum Tode sich verhält, und über dem Menschen, an dem so viel unsterbliches haftet, die Sterblichkeit verhing? Ach, und welches Herz empörte sich nicht wider den Tod. Achtlos, wie eine Spinne von der Mauer — darf er — den Menschen von der Erde fegen, ihn, der seinem Körper nach längst auf dem Wege zur Gottheit ist.

DIE FREUNDIN:

— Ich dachte, es wäre sein Geist. Du machst einem ganz wirr.

KORE:

Sein Körper natürlich! Sind wir doch vom Leibe getrennt, fahl und unvollkommen, wie jene Schatten, vor welchen Odysseus sich entsetzte.

DIE FREUNDIN:

— O Kore! jenen Schatten ähnelst du mehr als du es ahnst.

KORE:

Warum? weil der nivellierende Zug unseres Lebens, die alltägliche Fassade

unserer Ehe mir nicht behagt? Die große Norm ist es doch, welche die große Öde verschuldete, als sie uns in Junggesellen und alten Jungfern, Ehemännern und Ehefrauen restlos einzudämmern suchte.

DIE FREUNDIN:

Das ist alles recht schön, nur wähnst du immer, es seien die höher Gearteten, es sind aber zumeist die Lasterhaften, die zu deiner Sinnesrichtung sich verhalten dürften.

KORE:

O glaube nicht, daß ich mir Illusionen mache.

DIE FREUNDIN:

Doch, das glaube ich.

KORE:

Ich weiß wie diese Welt beschaffen ist. Aber was ist der Reichtum, wenn nicht ein Mittel vom Rahmen unseres Lebens das Trübe auszuscheiden. Und was ist das heute für ein Zug der Geister, die in Palästen wohnen, Coulissen wie von schmutzigen Hütten aufzustellen und in Lumpen der Notleiden sich zu travestieren? Ach du verstehst mich nicht!

DIE FREUNDIN:

Ja was meinst du denn eigentlich?

KORE:

Nur gesteigerte Sinne sind menschlich. Wer da eine Strömung ins Auge fast, wie könnte der ihre Richtung unterscheiden ohne die äußerste Abstrahierung, und wenn ich das vorausgeschickt habe, mag es nicht mehr absurd und lächerlich erscheinen, wenn ich aufstelle, daß in der Sinnlichkeit ein Zug sein kann sich zu entsinnlichen. Ichsagte es ja, ich abstrahiere, abstrahieren wir nicht auch, indem wir die Ziele moderner Malerei ins Auge fassen? abstrahieren wir da nicht von all den Stümpern, die unter ihre Flagge rennen, all der Entartung und dem Schund, den sie zu Tage fördern?

DIE FREUNDIN:

Ich verstehe endlich. Dein Mann gilt dir als ein Manet der Liebe?

KORE –

DIE FREUNDIN:

Nur etwas Dandyhaft ist dein Held.

KORE:

Der Raubgrafentyp ist doch schließlich kein Faktor mehr. Aber im Grunde sind wir ja heute so transitorische Leute, daß wir uns erst in unseren Kindern Klarheit über uns selber schaffen werden.

DIE FREUNDIN:

Auf die Euren bin ich ja sehr gespannt.

KORE:

Gewiß, ich auch.

DIE FREUNDIN:

Ja... und was mich betrifft, ich muß nun gehen.

KORE:

Aber Hippolyt kommt jeden Augenblick. Und Du mußt doch nie etwas!

DIE FREUNDIN:

Was denkst du? ich habe auch einen Gatten. Sogar einen, der zu Hause ist. Willst du mir übrigens das Gespräch über Tasso von deinem Lieblingsautor mitgeben?

KORE:

Mit Vergnügen. Aber Hofmannsthal ist nicht mein Lieblingsautor. Lieblingsbücher sind noch kein Lieblingsautor. Hauptmann ist mein Lieblingsautor, seit er den Griechischen Frühling schrieb.

DIE FREUNDIN:

Nun sagtest du doch gerade ein Lieblingsbuch sei noch kein Lieblingsautor.

KORE:

Aber ein so umfassendes, ein so frühlinghaftes Buch! Ich sage dir, die Luft ist noch zu rauh für die Fülle von Knospen, die es kündet. So dringen Schneeglöckchen an die schneidende Luft.

‹Man hört Schritte von nebenan. Kore ist unwillkürlich aufgestanden und geht ein paar Schritte der Türe zu. Aber es ist der Diener, der einen Brief überbringt. Auch die Freundin hat sich erhoben. Sie hat sogleich die Schrift des Briefes erkannt. Kore, ihrem ersten Impulse folgend, hat ihn erbrochen, hält aber inne und zögert.›

DIE FREUNDIN:

Adieu.

KORE:

Mußt du gehen? ‹und will sie begleiten.›

DIE FREUNDIN:

Bleibe doch! Lies deinen Brief.

KORE:

Es ist nur Hippolyt, der mir wohl schreibt, was ihn abhielt.

DIE FREUNDIN:

Um so mehr.

⟨Kore, die ihr dennoch folgen will, wird an der Türe sanft zurückgeschoben.⟩

KORE ⟨allein⟩

⟨Sie öffnet hastig den Brief, liest ihn, liest ihn ein zweites Mal, dann wirft sie ihn langsam auf das Klavier, stützt die Arme auf, begräbt das Gesicht in den Händen, und steht regungslos, ohne zu merken, daß die Freundin zurückgekehrt ist, und an der Türe stehend, sie betrachtet.⟩

DIE FREUNDIN ⟨langsam näher kommend⟩:

Ich vergaß dein Buch.

KORE ⟨ausbrechend⟩:

Du vergaßest es mit Absicht!

DIE FREUNDIN: O!

KORE:

Nein! Bleib! – Du willst gehen? Du läßt mich allein...

DIE FREUNDIN:

Was ist geschehen?

KORE:

Er ist fort... Er schreibt, daß er in acht Tagen kommt. Was sagst du? – Er ist fort! . . .

DIE FREUNDIN:

Ich dachte mirs.

KORE:

Du dachtest es? Sein Leben ist dir nicht wie mir ein Buch mit sieben Siegeln? – Ah – wie Wellen, die zu Gestaden, die ich nicht kenne, hinüberfluten, so sind mir die Rätsel deiner wissenden Augen.

DIE FREUNDIN:

Hast du nicht selbst eine so schrankenlose Freiheit förmlich für ihn verlangt? Glaubtest du wirklich, er würde sichs schwerer machen, wo du es ihm noch leichter machtest?

KORE:

Er ist so feinfühlig.

DIE FREUNDIN:

Deshalb kann einer doch herzlos sein.

KORE:

Hat er dir früher auch solche Streiche gespielt?

DIE FREUNDIN:

Ich verstehe nicht.

KORE:

Gott, sind wir über solch konventionelle Attituden denn nicht hinaus? Faßte ich es nicht auf vielmehr als das Geheimnis unserer Freundschaft, als den Reiz, und das nie endende Interesse unserer Beziehungen, und von meiner Seite des Vertrauens? Du warst ... weiß ich nicht, daß du mit ihm ... daß er ... daß Ihr ... richte ich Euch? Ah ... nicht mehr, als ich ihn richte. Aber lehre mich in das Geheimnis dieses Lebens einzudringen ... es ist das Deine!

DIE FREUNDIN:

Genug ...

KORE:

Du zürnst? ... Gut. – Lassen wirs. Aber geh nicht fort! ich beschwöre dich zu bleiben. Sieh, deine Nähe, ach auch sie betäubt, bezaubert mich, und zerstreut meine Gedanken. Die Art wie du in ein Zimmer trittst, den Kopf hoch hebend wie ein Reh, weil die Linie deines Halses einzig ist. Ach darin liegt wohl die Ruhe und Gewalt des Schönen: immer ist es einzig.

DIE FREUNDIN:

Ich lasse dich ungern, und morgen beginnt unsere Fahrt. Es hält dich nichts mehr. Komm mit uns, Kore, segle morgen mit uns.

KORE:

Ja! das will ich, wahrhaftigen Gottes, ich will nicht zurückbleiben in diesen Mauern, der Luft dieses Hauses, – diesen Räumen, die so erfüllt sind von seinem Bilde. Das Leben ist zu reich. Hat Hippolyts ewig schweifender Geist mich angesteckt? O meine Teure! es ist nichts Schönes, nichts Großes auf der Welt, das meine Seele ihm nicht entführte. Warum starrst du mich an? Sagtest du nicht selbst, einseitig sei, wer seine Heimat nie verließ? Wie dürftig ist ein lieben, das in seinem Gegenstand zu sehr befangen bleibt. Arme Frauen! von ihrer Liebe zu sehr umschreint. Ein unvergoltenes Lieben wird dem Manne zur größeren Verwilligung, als so geliebt zu werden. Arme Männer! –

DIE FREUNDIN:

Was?

KORE:

Nichts. Wie ist das also mit der morgigen Fahrt?

DIE FREUNDIN:

Aber wirst du dich auch behaglich bei uns fühlen? Uns fehlt der Ernst. Wir sind lauter Leute, die sich amüsieren. Es ist schrecklich, Kore, aber ich lebe zu meinem Vergnügen.

KORE:

Du weißt doch, wie sehr ich den Leichtsinn der anderen genieße. Nimm mich mit! Du zögerst?... Bin ich im Wege?

DIE FREUNDIN:

Du bist nie im Wege.

KORE:

Ins Feuer also mit seinem Brief...

DIE FREUNDIN:

Ja. Laß ihn nur auch ein paar Bleistiftzeilen bei seiner Rückkehr finden.

KORE:

Ach nein, das nicht. Wieso? Könnte ich nicht hier sein, wann er kommt?

DIE FREUNDIN:

Das ist unmöglich.

KORE:

Wie schade.

DIE FREUNDIN:

Wir landen in Malta.

KORE:

Es würde ihn sehr verdrießen.

DIE FREUNDIN:

Um so besser.

KORE:

Ich weiß nicht . . .

DIE FREUNDIN:

Mich träfe er an deiner Stelle nicht hier.

KORE:

Das Leben ist so flüchtig, so ungewiß! Soll ich mich freiwillig um einen Tag, um eine Stunde des Zusammenlebens mit ihm bringen? Nein, so töricht bin ich nicht.

DIE FREUNDIN:

So bleib. Warte bis es ihm zu kommen beliebt und eile dankbar in seine Arme.

KORE:

Wozu sich ereifern? Mein Stolz ist nicht der eines anderen Weibes.

DIE FREUNDIN:

Du ein Weib?

KORE:

Es gibt so verschiedene Typen. Wozu mich quälen?

DIE FREUNDIN:

Kore, warum liebst du diesen Menschen?

KORE:

Aus dem Grunde, aus dem ihn alle lieben, die ihn nicht hassen: weil er nicht gewöhnlich ist; weil nicht einmal in seinem Dasein, viel weniger in seinen Handlungen sein Wesen sich erschöpft. Sein Antlitz, sag es selbst, die Größe, die Würde seines Auges – ist es nicht, als entzöge sich sein Blick dem Staube, der es einst vernichten soll? als trotzten dem Tode – sich selber unbewußt – die tiefen Gründe seiner Augen? – Und ist es nicht, als walteten geheime Zaubersprüche, deren Formel wir nur nicht kennen, über die weniger sterbliche, die vollendete Kreatur?

DIE FREUNDIN:

Für so vollendet hältst du ihn? Was hat er denn geleistet?

KORE:

Nichts. Er hat noch nichts geleistet. Aber sind die Lieblinge der Götter nicht überall die Duplikate des Genies? Ohne Meisterwerke keine Meister. Sie sind die Werke.

DIE FREUNDIN:

Man möchte dich beneiden um deinen Glauben.

KORE:

Ach nein! ich fürchte viel mehr, du hattest recht, als du mich einen Schatten nanntest. Denn wie ein Schatten hafte ich und hange an dem Edlen oder dem Erlesenen, und meine Liebe ist nichts als stets der Schatten eines fremden Wertes. Und Hippolyts Nähe ist es, die ich ersehne, wie der Ruhelose den Schlummer, weil sie mein Herz in leidenschaftliches Vergessen hüllt.

DIE FREUNDIN:

Kore, hör mich an: ich will die ganze Fahrt auf den Kopf stellen: du sollst zurück sein, wann du wünschest. Aber ich nenne dies unsterblich für deine Insolenzen.

KORE:

Was sprachst du von Schatten? Nicht ihre Leidenschaften trennten die

Götter von uns, sondern der Plan, auf dem sie ihnen lebten. Ahnst du, wer du bist? Leicht wie Öl ist die vom Kummer unbeschwerte Sünde, und nur die seligen Gefilde sind ein Wahn. Denn die Götter sind unter uns.

DIE FREUNDIN:

Aber meine Liebe . . . .

KORE:

Ja meine Liebe! Und es kann nicht sein, daß sie dem gemeinen Los verfielen, das den Sünder zum schmerzerzeugenden Prinzip unrettbar knechtet.

DIE FREUNDIN:

Ich dachte nicht es zu bestreiten. Aber ich bin doch keine Göttin — warum solche Worte an mich?

KORE:

Ist dir nie aufgefallen, daß wir in dem Maße altern, als wir nichts taugen oder nichts bedeuten, als unsere Mängel oder unser Unrecht eine verwesende Aktion auf unser Inneres ausüben? Wie viele leben heute unter den Glücklichen vielleicht, deren Anteil an grausame Geschicke, an die Gräuel, oder die entwürdigenden Zufälle des Lebens täglich sich verstärkt! Du bist so weit entfernt von einer Göttin, als entfernt von jenen Frauen, die, wie du, nur ihren Neigungen leben, aber der Schlange gleich, der Gewalt ihrer Instinkte verfallen. Selbst wenn sie möchten, sind solche Frauen so selten harmlos. Und dies ist der eine tierische und inferiore Zug, der so häufig an ihnen haftet. Was hieß dich die Harmlosigkeit eines Kindes, eine unerhörte Unschuld der Gesinnung dir bewahren? —

DIE FREUNDIN:

Ach ich will nichts mehr hören. Komm ans Fenster Pensierosa! Wie die Wolken flammen und sich türmen... Sahst du je die Sonne verheißungsvoller untergehen?

KORE:

Die alte Lügnerin.

DIE FREUNDIN:

Ich denke an die schöne Musik, die ich mir verschrieb. Morgen tanzen wir bei Mondlicht.

KORE:

Musik auf dem Meer. Nichts was ich mehr liebe.

DIE FREUNDIN:

Und nun eilends adieu. Gib mir noch schnell das Buch.

FRANZ KAFKA: GESPRÄCH MIT DEM BETER

Es gab eine Zeit, in der ich Tag um Tag in eine Kirche ging, denn ein Mädchen, in das ich mich verliebt hatte, betete dort knieend eine halbe Stunde am Abend, unterdessen ich sie in Ruhe betrachten konnte.

Als einmal das Mädchen nicht gekommen war und ich unwillig auf die Betenden blickte, fiel mir ein junger Mensch auf, der sich mit seiner ganzen mageren Gestalt auf den Boden geworfen hatte. Von Zeit zu Zeit packte er mit der ganzen Kraft seines Körpers seinen Schädel und schmetterte ihn seufzend in seine Handflächen, die auf den Steinen auflagen.

In der Kirche waren nur einige alte Weiber, die oft ihr eingewickeltes Köpfchen mit seitlicher Neigung drehten, um nach dem Betenden hinzusehn. Diese Aufmerksamkeit schien ihn glücklich zu machen, denn vor jedem seiner frommen Ausbrüche ließ er seine Augen umgehn, ob die zuschauenden Leute zahlreich wären. Ich fand das ungebührlich und beschloß ihn anzureden, wenn er aus der Kirche ginge, und ihn auszufragen, warum er in dieser Weise bete. Ja, ich war ärgerlich, weil mein Mädchen nicht gekommen war.

Aber erst nach einer Stunde stand er auf, schlug ein ganz sorgfältiges Kreuz und ging stoßweise zum Becken. Ich stellte mich auf dem Wege zwischen Becken und Türe auf und wußte, daß ich ihn nicht ohne Erklärung durchlassen würde. Ich verzerrte meinen Mund, wie ich es immer als Vorbereitung tue, wenn ich mit Bestimmtheit reden will. Ich trat mit dem rechten Beine vor und stützte mich darauf, während ich das linke nachlässig auf der Fußspitze hielt; auch das gibt mir Festigkeit.

Nun ist es möglich, daß dieser Mensch schon auf mich schielte, als er das Weihwasser in sein Gesicht spritzte, vielleicht auch hatte er mich schon früher mit Besorgnis bemerkt, denn jetzt unerwartet rannte er zur Türe hinaus. Die Glastür schlug zu. Und als ich gleich nachher aus der Türe trat, sah ich ihn nicht mehr, denn dort gab es einige schmale Gassen und der Verkehr war mannigfaltig.

In den nächsten Tagen blieb er aus, aber mein Mädchen kam. Sie war in dem schwarzen Kleide, welches auf den Schultern durchsichtige Spitzen hatte, — der Halbmond des Hemdrandes lag unter ihnen —, von deren unterem Rande die Seide in einem wohlgeschnittenen Kragen niederging. Und da das Mädchen kam, vergaß ich den jungen Mann und selbst dann kümmerte ich mich nicht um ihn, als er später wieder regelmäßig kam und nach seiner Gewohnheit betete. Aber immer ging er mit großer Eile an mir vorüber, mit abgewendetem Gesichte. Vielleicht lag es daran, daß ich mir ihn immer nur in Bewegung denken konnte, so daß es mir, selbst wenn er stand, schien, als schleiche er.

Einmal verspätete ich mich in meinem Zimmer. Trotzdem ging ich noch in die

Kirche. Ich fand das Mädchen nicht mehr dort und wollte nach Hause gehn. Da lag dort wieder dieser junge Mensch. Die alte Begebenheit fiel mir jetzt ein und machte mich neugierig.
Auf den Fußspitzen glitt ich zum Türgang, gab dem blinden Bettler, der dort saß, eine Münze und drückte mich neben ihn hinter den geöffneten Türflügel; dort saß ich eine Stunde lang und machte vielleicht ein listiges Gesicht. Ich fühlte mich dort wohl und beschloß öfters herzukommen. In der zweiten Stunde fand ich es unsinnig hier wegen des Beters zu sitzen. Und dennoch ließ ich noch eine dritte Stunde schon zornig die Spinnen über meine Kleider kriechen, während die letzten Menschen lautatmend aus dem Dunkel der Kirche traten.
Da kam er auch. Er ging vorsichtig und seine Füße betasteten zuerst leichthin den Boden, ehe sie auftraten.
Ich stand auf, machte einen großen und geraden Schritt und ergriff den jungen Menschen. »Guten Abend« sagte ich und stieß ihn, meine Hand an seinem Kragen, die Stufen hinunter auf den beleuchteten Platz.
Als wir unten waren, sagte er mit einer völlig unbefestigten Stimme: »Guten Abend, lieber, lieber Herr, zürnen Sie mir nicht, Ihrem höchst ergebenen Diener.«
»Ja,« sagte ich, »ich will Sie einiges fragen, mein Herr; voriges Mal entkamen Sie mir, das wird Ihnen heute kaum gelingen«.
»Sie sind mitleidig, mein Herr, und Sie werden mich nach Hause gehen lassen. Ich bin bedauernswert, das ist die Wahrheit«.
»Nein«, schrie ich in den Lärm der vorüberfahrenden Straßenbahn, »ich lasse Sie nicht. Gerade solche Geschichten gefallen mir. Sie sind ein Glücksfang. Ich beglückwünsche mich.
Da sagte er: »Ach Gott, Sie haben ein lebhaftes Herz und einen Kopf aus einem Block. Sie nennen mich einen Glücksfang, wie glücklich müssen Sie sein! Denn mein Unglück ist ein schwankendes Unglück, ein auf einer dünnen Spitze schwankendes Unglück und berührt man es, so fällt es auf den Frager. Gute Nacht, mein Herr«.
»Gut« sagte ich und hielt seine rechte Hand fest, »wenn Sie mir nicht antworten werden, werde ich hier auf der Gasse zu rufen anfangen. Und alle Ladenmädchen, die jetzt aus den Geschäften kommen und alle ihre Liebhaber, die sich auf sie freuen, werden zusammenlaufen, denn sie werden glauben, ein Droschkenpferd sei gestürzt oder etwas dergleichen sei geschehen. Dann werde ich Sie den Leuten zeigen«.
Da küßte er weinend abwechselnd meine beiden Hände. »Ich werde Ihnen sagen, was Sie wissen wollen, aber bitte, gehen wir lieber in die Seitengasse drüben.«
Ich nickte und wir gingen hin.
Aber er begnügte sich nicht mit dem Dunkel der Gasse, in der nur weit voneinander gelbe Laternen waren, sondern er führte mich in den niedrigen Flur-

gang eines alten Hauses unter ein Lämpchen, das vor der Holztreppe tropfend hing.

Dort nahm er wichtig sein Taschentuch und sagte, es auf eine Stufe breitend: »Setzt Euch doch lieber Herr, da könnt Ihr besser fragen, ich bleibe stehen, da kann ich besser antworten. Quält mich aber nicht.«

Da setzte ich mich und sagte, indem ich mit schmalen Augen zu ihm aufblickte: »Ihr seid ein gelungener Tollhäusler, das seid Ihr! Wie benehmt Ihr Euch doch in der Kirche! Wie ärgerlich ist das und wie unangenehm den Zuschauern! Wie kann man andächtig sein, wenn man Euch anschauen muß«.

Er hatte seinen Körper an die Mauer gepreßt, nur den Kopf bewegte er frei in der Luft. »Ärgert Euch nicht — warum sollt Ihr Euch ärgern über Sachen, die Euch nicht angehören. Ich ärgere mich, wenn ich mich ungeschickt benehme; benimmt sich aber nur ein anderer schlecht, dann freue ich mich. Also ärgert Euch nicht, wenn ich sage, daß es der Zweck meines Lebens ist, von den Leuten angeschaut zu werden.«

»Was sagt Ihr da,« rief ich viel zu laut für den niedrigen Gang, aber ich fürchtete mich dann, die Stimme zu schwächen, »wirklich was sagtet Ihr da. Ja ich ahne schon, ja ich ahnte es schon, seit ich Euch zum erstenmal sah, in welchem Zustande Ihr seid. Ich habe Erfahrung und es ist nicht scherzend gemeint, wenn ich sage, daß es eine Seekrankheit auf festem Lande ist. Deren Wesen ist so, daß Ihr den wahrhaftigen Namen der Dinge vergessen habt und über sie jetzt in einer Eile zufällige Namen schüttet. Nur schnell, nur schnell! Aber kaum seid Ihr von ihnen weggelaufen, habt Ihr wieder ihre Namen vergessen. Die Pappel in den Feldern, die Ihr den »Turm von Babel« genannt habt, denn Ihr wußtet nicht oder wolltet nicht wissen, daß es eine Pappel war, schaukelt wieder namenlos und Ihr müßt sie nennen »Noah, wie er betrunken war«.

Ich war ein wenig bestürzt, als er sagte: »Ich bin froh, daß ich das, was Ihr sagtet, nicht verstanden habe.«

Aufgeregt sagte ich rasch: »Dadurch, daß Ihr froh seid darüber, zeigt Ihr, daß Ihr es verstanden habt.«

»Freilich habe ich es gezeigt, gnädiger Herr, aber auch Ihr habt merkwürdig gesprochen.«

Ich legte meine Hände auf eine obere Stufe, lehnte mich zurück und fragte in dieser fast unangreifbaren Haltung, welche die letzte Rettung der Ringkämpfer ist: »Ihr habt eine lustige Art, Euch zu retten, indem Ihr Eueren Zustand bei den anderen vorausetzt.«

Daraufhin wurde er mutig. Er legte die Hände ineinander, um seinem Körper eine Einheit zu geben, und sagte unter leichtem Widerstreben: »Nein, ich tue das nicht gegen alle, zum Beispiel auch gegen Euch nicht, weil ich es nicht kann. Aber

ich wäre froh, wenn ich es könnte, denn dann hätte ich die Aufmerksamkeit der Leute in der Kirche nicht mehr nötig. Wisset Ihr, warum ich sie nötig habe?«
Diese Frage machte mich unbeholfen. Sicherlich, ich wußte es nicht und ich glaube, ich wollte es auch nicht wissen. Ich hatte ja auch nicht hierher kommen wollen, sagte ich mir damals, aber der Mensch hatte mich gezwungen, ihm zuzuhören. So brauchte ich ja jetzt bloß meinen Kopf zu schütteln, um ihm zu zeigen, daß ich es nicht wußte, aber ich konnte meinen Kopf in keine Bewegung bringen.
Der Mensch, welcher mir gegenüber stand, lächelte. Dann duckte er sich auf seine Knie nieder und erzählte mit schläfriger Grimasse: »Es hat niemals eine Zeit gegeben, in der ich durch mich selbst von meinem Leben überzeugt war. Ich erfasse nämlich die Dinge um mich nur in so hinfälligen Vorstellungen, daß ich immer glaube, die Dinge hätten einmal gelebt, jetzt aber seien sie versinkend. Immer, lieber Herr, habe ich eine Lust, die Dinge so zu sehen, wie sie sich geben mögen, ehe sie sich mir zeigen. Sie sind da wohl schön und ruhig. Es muß so sein, denn ich höre oft Leute in dieser Weise von ihnen reden.«
Da ich schwieg und nur durch unwillkürliche Zuckungen in meinem Gesichte zeigte, wie unbehaglich mir war, fragte er: »Sie glauben nicht daran, daß die Leute so reden?«
Ich glaubte, nicken zu müssen, konnte es aber nicht.
»Wirklich, Sie glauben nicht daran? Ach hören Sie doch; als ich als Kind nach einem kurzen Mittagsschlaf die Augen öffnete, hörte ich noch ganz im Schlaf befangen meine Mutter in natürlichem Ton vom Balkon hinunterfragen: »Was machen Sie meine Liebe. Es ist so heiß.« Eine Frau antwortete aus dem Garten: »Ich jause im Grünen.« Sie sagten es ohne Nachdenken und nicht allzu deutlich, als müßte es jeder erwartet haben.«
Ich glaubte, ich sei gefragt, daher griff ich in die hintere Hosentasche und tat, als suchte ich dort etwas. Aber ich suchte nichts, sondern ich wollte nur meinen Anblick verändern, um meine Teilnahme am Gespräch zu zeigen. Dabei sagte ich, daß dieser Vorfall so merkwürdig sei und daß ich ihn keineswegs begreife. Ich fügte auch hinzu, daß ich an dessen Wahrheit nicht glaube und daß er zu einem bestimmten Zweck, den ich gerade nicht einsehe, erfunden sein müsse. Dann schloß ich die Augen, denn sie schmerzten mich.
»Oh, das ist doch gut, daß ihr meiner Meinung seid und es war uneigennützig, daß Ihr mich angehalten habt, um mir das zu sagen.
Nicht wahr, warum sollte ich mich schämen – oder warum sollten wir uns schämen –, daß ich nicht aufrecht und schwer gehe, nicht mit dem Stock auf das Pflaster schlage und nicht die Kleider der Leute streife, welche laut vorübergehen. Sollte ich nicht vielmehr mit Recht trotzig klagen dürfen, daß ich als Schatten mit

eckigen Schultern die Häuser entlang hüpfe, manchmal in den Scheiben der Auslagsfenster verschwindend.
Was sind das für Tage, die ich verbringe! Warum ist alles so schlecht gebaut, daß bisweilen hohe Häuser einstürzen, ohne daß man einen äußeren Grund finden könnte. Ich klettere dann über die Schutthaufen und frage jeden, dem ich begegne: »Wie konnte das nur geschehn! In unserer Stadt — ein neues Haus — das ist heute schon das fünfte — bedenken Sie doch«. Da kann mir keiner antworten.
Oft fallen Menschen auf der Gasse und bleiben tot liegen. Da öffnen alle Geschäftsleute ihre mit Waren verhangenen Türen, kommen gelenkig herbei, schaffen den Toten in ein Haus, kommen dann, Lächeln um Mund und Augen, heraus und reden: »Guten Tag — der Himmel ist blaß — ich verkaufe viele Kopftücher — ja, der Krieg«. Ich hüpfe ins Haus und nachdem ich mehrere Male die Hand mit dem gebogenen Finger furchtsam gehoben habe, klopfe ich endlich an dem Fensterchen des Hausmeisters. »Lieber Mann,« sage ich freundlich, »es wurde ein toter Mensch zu Ihnen gebracht. Zeigen Sie mir ihn, ich bitte Sie«. Und als er den Kopf schüttelt, als wäre er unentschlossen, sage ich bestimmt: »Lieber Mann. Ich bin Geheimpolizist. Zeigen Sie mir gleich den Toten«. »Einen Toten,« fragt er jetzt und ist fast beleidigt. »Nein, wir haben keinen Toten hier. Es ist ein anständiges Haus.« Ich grüße und gehe.
Dann aber, wenn ich einen großen Platz zu durchqueren habe, vergesse ich an alles. Die Schwierigkeit dieses Unternehmens verwirrt mich und ich denke oft bei mir: »Wenn man so große Plätze nur aus Übermut baut, warum baut man nicht auch ein Steingeländer, das durch den Platz führen könnte. Heute bläßt ein Südwestwind. Die Luft auf dem Platz ist aufgeregt. Die Spitze des Rathausturmes beschreibt kleine Kreise. Warum macht man nicht Ruhe in dem Gedränge? Alle Fensterscheiben lärmen und die Laternenpfähle biegen sich wie Bambus. Der Mantel der heiligen Maria auf der Säule windet sich und die stürmische Luft reißt an ihm. Sieht es denn niemand? Die Herren und Damen, die auf den Steinen gehen sollten, schweben. Wenn der Wind Atem holt, bleiben sie stehen, sagen einige Worte zueinander und verneigen sich grüßend, stößt aber der Wind wieder, können sie ihm nicht wiederstehn und alle heben gleichzeitig ihre Füße. Zwar müssen sie fest ihre Hüte halten, aber ihre Augen schauen lustig, als wäre milde Witterung. Nur ich fürchte mich.« —
Mißhandelt, wie ich war, sagte ich: »Die Geschichte, die Sie früher erzählt haben von Ihrer Frau Mutter und der Frau im Garten finde ich gar nicht merkwürdig. Nicht nur, daß ich viele derartige Geschichten gehört und erlebt habe, so habe ich sogar bei manchen mitgewirkt. Diese Sache ist doch ganz natürlich. Meinen Sie, ich hätte,

wenn ich am Balkon gewesen wäre, nicht dasselbe sagen können und aus dem Garten dasselbe antworten können? Ein so einfacher Vorfall.«
Als ich das gesagt hatte, schien er sehr beglückt. Er sagte, daß ich hübsch gekleidet sei, und daß ihm meine Halsbinde sehr gefalle. Und was für eine feine Haut ich hätte. Und Geständnisse würden am klarsten, wenn man sie widerriefe.

GESPRÄCH MIT DEM BETRUNKENEN

Als ich aus dem Haustor mit kleinem Schritte trat, wurde ich von dem Himmel mit Mond und Sternen und großer Wölbung und von dem Ringplatz mit Rathaus, Mariensäule und Kirche überfallen.
Ich ging ruhig aus dem Schatten ins Mondlicht, knöpfte den Überzieher auf und wärmte mich; dann ließ ich durch Erheben der Hände das Sausen der Nacht schweigen und fing zu überlegen an:
»Was ist es doch, daß Ihr tut, als wenn Ihr wirklich wäret. Wollt Ihr mich glauben machen, daß ich unwirklich bin, komisch auf dem grünen Pflaster stehend? Aber doch ist es schon lange her, daß du wirklich warst, du Himmel, und du Ringplatz bist niemals wirklich gewesen.«
»Es ist ja wahr, noch immer seid Ihr mir überlegen, aber doch nur dann, wenn ich Euch in Ruhe fasse.«
»Gott sei Dank, Mond, du bist nicht mehr Mond, aber vielleicht ist es nachlässig von mir, daß ich dich Mondbenannten noch immer Mond nenne. Warum bist du nicht mehr so übermütig, wenn ich dich nenne »Vergessene Papierlaterne in merkwürdiger Farbe«. Und warum ziehst du dich fast zurück, wenn ich dich »Mariensäule« nenne und ich erkenne deine drohende Haltung nicht mehr Mariensäule, wenn ich dich nenne »Mond, der gelbes Licht wirft«.
»Es scheint nun wirklich, daß es Euch nicht gut tut, wenn man über Euch nachdenkt; Ihr nehmt ab an Mut und Gesundheit.«
»Gott, wie zuträglich muß es erst sein, wenn Nachdenkender vom Betrunkenen lernt!«
»Warum ist alles still geworden. Ich glaube es ist kein Wind mehr. Und die Häuschen, die oft wie auf kleinen Rädern über den Platz rollen, sind ganz festgestampft — still — still — man sieht gar nicht den dünnen, schwarzen Strich, der sie sonst vom Boden trennt.«
Und ich setzte mich in Lauf. Ich lief ohne Hindernis dreimal um den großen Platz herum und da ich keinen Betrunkenen traf, lief ich ohne die Schnelligkeit zu unterbrechen und ohne Anstrengung zu verspüren gegen die Karlsgasse. Mein Schatten lief oft kleiner als ich neben mir an der Wand, wie in einem Hohlweg zwischen Mauer und Straßengrund.
Als ich bei dem Hause der Feuerwehr vorüberkam, hörte ich vom kleinen Ring

her Lärm und als ich dort einbog, sah ich einen Betrunkenen am Gitterwerk des Brunnens stehn, die Arme wagrecht haltend und mit den Füßen, die in Holzpantoffeln staken, auf die Erde stampfend.

Ich blieb zuerst stehn, um meine Atmung ruhig werden zu lassen, dann ging ich zu ihm, nahm meinen Zylinder vom Kopfe und stellte mich vor:

»Guten Abend, zarter Edelmann, ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, aber ich habe noch keinen Namen. Sie aber kommen sicher mit erstaunlichen, ja mit singbaren Namen aus dieser großen Stadt Paris. Der ganz unnatürliche Geruch des ausgleitenden Hofes vom Frankreich umgibt Sie.«

»Sicher haben Sie mit Ihren gefärbten Augen jene großen Damen gesehn, die schon auf der hohen und lichten Terasse stehn, sich in schmaler Taille ironisch umwendend, während das Ende ihrer auch auf der Treppe ausgebreiteten bemalten Schleppe noch über dem Sand des Gartens liegt. — Nicht wahr, auf langen Stangen, überall verteilt, steigen Diener in grauen frechgeschnittenen Fräcken und weißen Hosen, die Beine um die Stange gelegt, den Oberkörper aber oft nach hinten und zur Seite gebogen, denn sie müssen an Stricken riesige graue Leinwandtücher von der Erde heben und in der Höhe spannen, weil die große Dame einen nebligen Morgen wünscht.« Da er sich rülpste, sagte ich fast erschrocken: »Wirklich, ist es wahr, Sie kommen Herr aus unserem Paris, aus dem stürmischen Paris, ach, aus diesem schwärmerischen Hagelwetter?« Als er sich wieder rülpste, sagte ich verlegen: »Ich weiß, es widerfährt mir eine große Ehre«.

Und ich knöpfte mit raschen Fingern meinen Überzieher zu, dann redete ich inbrünstig und schüchtern:

»Ich weiß, Sie halten mich einer Antwort nicht für würdig, aber ich müßte ein verweintes Leben führen, wenn ich sie heute nicht fragte.«

»Ich bitte Sie, so geschmückter Herr, ist das wahr, was man mir erzählt hat. Gibt es in Paris Menschen, die nur aus verzierten Kleidern bestehn und gibt es dort Häuser, die bloß Portale haben und ist es wahr, daß an Sommertagen der Himmel über der Stadt fliehend blau ist, nur verschönt durch angepreßte weiße Wölkchen, die alle die Form von Herzen haben? Und gibt es dort ein Panoptikum mit großem Zulauf, in dem bloß Bäume stehn mit den Namen der berühmtesten Helden, Verbrecher und Verliebten auf kleinen angehängten Tafeln.«

»Und dann noch diese Nachricht! Diese offenbar lügnerische Nachricht!«

»Nicht wahr, diese Straßen von Paris sind plötzlich verzweigt; sie sind unruhig, nicht wahr? Es ist nicht immer alles in Ordnung, wie könnte es auch sein! Es geschieht einmal ein Unfall, Leute sammeln sich, aus den Nebenstraßen kommend mit dem großstädtischen Schritt, der das Pflaster nur wenig berührt; alle sind zwar in Neugierde, aber auch in Furcht vor Enttäuschung; sie atmen schnell und strecken

ihre kleinen Köpfe vor. Wenn sie aber einander berühren, so verbeugen sie sich tief und bitten um Verzeihung: »Es tut mir sehr leid, — es geschah ohne Absicht — das Gedränge ist groß, verzeihen Sie, ich bitte — es war sehr ungeschickt von mir — ich gebe das zu. Mein Name ist — mein Name ist Jerome Faroche, Gewürzkrämer bin ich in der rue du Cabotin — gestatten Sie, daß ich Sie für morgen zum Mittagsessen einlade — auch meine Frau würde so große Freude haben.« So reden sie, während doch die Gasse betäubt ist und der Rauch der Schornsteine zwischen die Häuser fällt. So ist es doch. Und wäre es möglich, daß da einmal auf einem belebten Boulevard eines vornehmen Viertels zwei Wagen halten. Diener öffnen ernst die Türen. Acht edle sibirische Wolfhunde tänzeln hinunter und jagen bellend über die Fahrbahn in Sprüngen. Und da sagt man, daß es verkleidete junge Pariser Stutzer sind.«

Er hatte die Augen fast geschlossen. Als ich schwieg, steckte er beide Hände in den Mund und riß am Unterkiefer. Sein Kleid war ganz beschmutzt. Man hatte ihn vielleicht aus einer Weinstube hinausgeworfen und er war darüber noch nicht im Klaren.

Es war vielleicht diese kleine, ganz ruhige Pause zwischen Tag und Nacht, wo uns der Kopf, ohne daß wir es erwarten, im Genicke hängt und wo alles, ohne daß wir es merken, still steht, da wir es nicht betrachten, und dann verschwindet. Während wir mit gebogenem Leib allein bleiben, uns dann umschaun, aber nichts mehr sehn, auch keinen Widerstand der Luft mehr fühlen, aber innerlich uns an der Erinnerung halten, daß in gewissem Abstand von uns Häuser stehn mit Dächern und glücklicherweise eckigen Schornsteinen, durch die das Dunkel in die Häuser fließt, durch die Dachkammern in die verschiedenartigen Zimmer. Und es ist ein Glück, daß morgen ein Tag sein wird, an dem, so unglaublich es ist, man alles wird sehen können.

Da riß der Betrunkene seine Augenbraunen hoch, so daß zwischen ihnen und den Augen ein Glanz entstand und erklärte in Absätzen: »Das ist so nämlich — ich bin nämlich schläfrig, daher werde ich schlafen gehn. — Ich habe nämlich einen Schwager am Wenzelsplatz — dorthin geh ich, denn dort wohne ich, denn dort habe ich mein Bett. — Ich geh jetzt. — Ich weiß nämlich nur nicht, wie er heißt und wo er wohnt — mir scheint, das habe ich vergessen — aber das macht nichts, denn ich weiß ja nicht einmal, ob ich überhaupt einen Schwager habe. — Jetzt gehe ich nämlich. — Glauben Sie, daß ich ihn finden werde?«

Darauf sagte ich ohne Bedenken: »Das ist sicher. Aber Sie kommen aus der Fremde und Ihre Dienerschaft ist zufällig nicht bei Ihnen. Gestatten Sie, daß ich Sie führe«.

Er antwortete nicht. Da reichte ich ihm meinen Arm, damit er sich einhänge.

MARTIN BERADT: DER TROLL. AUS DEM TAGEBUCH EINES DEKADENTEN

Ich schreibe meine Bedenken hin, weil ich mich zu entladen hoffe. Wenn wirklich — ich wage noch nicht es mit deutlichen Worten hinzusetzen — wenn wirklich dieses sich begeben sollte, würde ich jetzt in Stunden stehen, die ich bis zu meinen letzten Tagen übersinnen werde, immer die Welt von Motiven, die nun durch mich auf- und abschweben, von neuem still beschwörend: Warum mich das Bellinische Gelb ihres Haares so erregt und der krankhafte Schimmer ihrer feingebogenen Nägel. Aber war nicht das Erregendere dieser müde Sinn, der mich jeder Aussprache überhob, bei dem ich nur ferne Tasten anzurühren brauchte, um ganz lange und seltsame Tonfolgen auszulösen...?

Es ist das Belebende zwischen einem Herrn und einer Dame (ich mag nicht: einer Frau sagen), daß sie einander viel weniger zu sagen brauchen, als wenn sie mit ihrem eigenen Geschlechte zusammen sind, und doch viel raschere und undeutlichere Erlebnisse haben. Dieses Undeutliche ist die Hauptsache. Ich glaube, nur dieses Undeutliche ist die Liebe...

In diesem Undeutlichen liegt sehr viel Sinnlichkeit. Ich habe zu viel über sie nachgedacht, um sie nicht noch unter ihrer verblaßtesten Form zu entdecken. Als ich Bilder sah, die Änne gemalt, erregte mich das Nackte in so seltsamer Weise. Ich weiß mich ziemlich rein von einer Sinnlichkeit vor Kunstwerken. Vielleicht kann man sich ihrer nicht völlig erwehren, wenn man geschlechtlich unbefriedigt ist. Aber sie fehlt mir völlig (auch wenn ich mich lange asketisch gehalten), wenn ich solche Bilder in Gegenwart eines anderen betrachte. Und dennoch habe ich, als ich die Akte mit ihr besah, ein erotisches Aroma in meinen Adern gespürt. Ich schreibe es hin, weil es mich verwirrt macht, weil es mir bezeugt, wie stark mich gerade meine Sinne zu ihr ziehen, und weil das mich unsicher werden läßt, ob man eine Frau heiraten darf, von der man im voraus weiß, daß die Beziehungen zu ihr sehr sinnlich sein werden.

Denn sinnlich ist sie selbst sicher auch. Alle Künstlerinnen haben etwas von dieser starken Erregungsfähigkeit. Sie muß sie noch besonders haben, weil sie von alter Kultur ist und die Späten als Erbe immer die Kraft in Sinnlichkeit umgesetzt bekommen. Wodurch könnten sonst die Schwächsten immer die Sinnlichsten sein?

In mir klopft das Blut so laut, daß ich spüre, wie es um den einen Gedanken kreist, was ich ihr nachher sagen werde. Sie muß wissen, was mir im Sinne liegt. Mädchen ahnen immer alles, und sie versteht schon die kaum gedachten Dinge. Ich weiß, es wird halbdunkel sein, die Bilder werden unter einem dunklen Schleier liegen. Ich werde Änne nicht ansehen können und mit den Augen an den Fransen

irgend eines Teppichs spielen. Sie wird dann Tee bereiten, oh, ich sehe alles ...; mir ein Glas reichen .... Nein, das darf ich nicht mehr abwarten ... Wenn sie das getan, wenn sie mich mit ihrer Hand leise gestreift hat, so daß das Undeutliche wiederkommt, werde ich das nicht mehr sagen können, was ich ihr doch sagen muß, ihr sagen muß ...
Ich spüre mich erblassen, weil ich das sagen muß; ich schmecke den starken Geruch der Centifolien, die hier stehn; in irgend einem Buch, das ich auf dem Tisch habe, muß der Leim am Einband nicht getrocknet sein. Alles taucht in mir auf, was ich schon beruhigt glaubte: Auch was ich empfinden werde, wenn sie mich nicht wird verstehen wollen. Ich kann mich heute nicht mit den sanften Gründen überreden wie bisher: daß meine Mittel, meine Unabhängigkeit, mein Geschmack, meine literarischen Verdienste sie bestimmen werden. Ich weiß, daß bei den Frauen das Undefinierbare entscheidet, der Duft, eine Bewegung, die Stimme; ich schäme mich, daß ich meine Verdienste überhaupt aufzähle, wie es ein Mittler täte, der das gewerbsmäßig treibt ...
Ich bin wieder ganz unten, völlig betäubt ... Ich fühle in diesem Augenblick wieder deutlich, wie mir als dem Späten eines Geschlechts die Schwäche im Handeln hinterlassen ist, ohne daß ich mich dagegen wehren könnte ...
Ich muß die Centifolien hinausstellen. Sie bedrängen mich mit ihren üppigen Ausdünstungen. Meine Nerven werden von ihnen aufgeregt. Ich muß mich beruhigen, an etwas Anderes denken. An die Komtesse Ingelhofen ..., die mich geliebt hat ... Oder an dergleichen ... Ja, das war schöne Zeit, als die Komtesse immer von meinen feinen Händen und meinem blassen Gesicht und meinen angeblich starren Augen sprach ... Ja, sie ist nun verheiratet und hat drei Kinder ... Wie? was schreibe ich da? Nein ... Das habe ich nicht gedacht. Nicht das mit den Kindern ... Gott, gib mir, daß ich nicht daran denke .... Sonst verliere ich heute jede Handlungsfähigkeit ... Nein, nein, ich will nicht an die Kinder denken ... an die drei Kinder ... Ich will an etwas denken, was mich festhält, unzweifelhaft festhält. Ich — — — ich werde sie mir vorstellen, sie mir vorstellen, was ich nur tue, wenn ich einem Qualgefühl entrinnen will ... Oh, sie wird schlank sein, ganz schlank, ganz, ganz schlank ... Ihre Seiten werden eine einzige steile Linie bilden. Wie ich das liebe! Und ihre Brüste ... Man weiß das bei keiner Frau bestimmt ... Die Scheuen wissen so geschickt zu unterschlagen, die andern so geschickt zu täuschen. Aber ich weiß: ihre werden nur blasse Andeutungen sein, mit einem rosigen Punkt wie einer Fieberblüte, zart und unentfaltet wie bei einem Kinde ... Oh, darf ich das denken? Und nachher soll ich sie sehen, in der weichen, in der weichen Seide ... Ich muß etwas tun, um mich zu beruhigen, um mich fest, mich entschlossen zu machen ... So, diesen schweren Liqueur werde ich trinken ... Und dann Homer lesen ... Bei

ihm empfindet man, daß es etwas Zeitloses gibt, daß man in einer anderen, zeitlosen Welt leben kann, wenn einem die gegenwärtige zerschlagen wird. Dann... werde ich in den Zirkus gehen... Am Sonntag nachmittag. Wenn auch alles Volk drin ist und zwei Kinder auf jedem Platze sitzen. Aber ich werde Pferde sehen und Athleten werden ringen . . . Oh, an ihrer Kraft werde ich mich berauschen, und wenn ich unmittelbar von dort dann zu ihr gehen werde, werde ich den Mut haben, den Mut, ihr zu sagen —

Ich beugte mich über die Logenbrüstung. Der Stallgeruch erregte mich . . . Auch der Schweiß des Volks regte mich auf. Aber ich wollte die Erregung nur durch die Athleten.
Dann rangen sie; endlich. Wie ihre Muskeln stiegen... Und die Körper... So ein Athlet ist eine Beruhigung... Wenn ich einen jungen Menschen mit einem feinen Gesicht sehe, wende ich mich innerlich von ihm ab. Ich kenne ihn zu genau, weiß, was er empfindet, was ihn bewegt. Aber ein Athlet ist so anders... Einen Offizier schon lasse ich gelten . . . Vor andern verteidige ich die Kultur, den Geschmack, den Esprit, belächle die robusten Leute . . . Aber wenn ich dann einen Husarenoffizier über die Straße klirren höre, drehe ich mich heimlich nach ihm um wie ein junges Mädchen und drehe mich nach dem jungen Mädchen um, um zu sehen, ob sie sich nach dem jungen Offizier umdrehe. — Ich verstehe die Frauen nicht: warum nehmen sie nicht bloß Offiziere? Ich habe auch Änne zuerst gefragt, ob sie Offiziere liebe. Ich habe immer die Frauen, an denen mir lag, zuerst danach gefragt, weil ich mich dann einen ungeeigneten Rivalen wußte.
Also die Athleten rangen. Riesig muskulös waren sie... Schließlich lag einer auf dem Rücken . . . Seine Schultern berührten den Sand. Ich konnte es genau sehen. Die Leute brüllten, klatschten, trampelten. Ja, man kann da schon rasen ... Das überträgt sich: ich klatschte selbst, das gab mir Kraft, ich fühlte meinen Körper. Alles schwatzte durcheinander. Es war ein Lärm, wie bei einem Aufstand. Ich sah mich um... Alle Ränge waren schwarz von Menschen. Wie stupid die Gesichter alle waren... Das war kein Sprechen mehr, das war ein Rauschen. Wie falsch machen sie im Theater doch das Volksgemurmel nach... So gewaltig habe ich es noch nicht gehört... Man müßte öfter am Sonntag nachmittag sich das ansehen oder anhören. Dieses Rauschen, das immer dröhnender wurde, sekundenlang abschwoll, um noch lauter anzuschwellen, regte mich unsagbar auf, machte mich eigentlich zittern . . . Die Leute waren ja heute alle glücklich. Waren im Zirkus, also bei einem königlichen Vergnügen. Nachher tranken sie sich einen neuen Rausch an. Und dann zum Abend, wenn alles vorbei war, gingen sie in ihre Zimmer, in

ihre Betten. Ich sah sie alle schon vor mir, in ihren Zimmern, ihren Betten. Und nur ich allein hatte das Schwere vor mir, hatte zu sagen....

Dann traten die Clowns auf. Das waren Verzerrungen, die ich nicht begreifen konnte. Ich verstand weder, was sie sagten, noch worin der Witz ihrer Sprünge lag. Aber das Volk tobte vor Vergnügen! Die Kinder vor allem. Die Kinder schrieen. Noch dann, wenn schon alles nach einem Witze still geworden, quiekte eines auf. Hier... da... an ganz entgegengesetzten Stellen. Immer waren zwei Kinder auf einem Platz . . . Ich bemerkte das erst jetzt richtig. Immer zwei auf einem Platze . . .

Ich bekam einen Schreck. Der Stallgeruch war so widerwärtig. Aber das war es nicht. Der Schreck kam nicht daher. Er ging auch nicht vorbei. Er blieb. Das war ja die Grundfrage: Mußte ich ihr sagen, daß ich niemals ein Kind haben will? Daß mein Kind degeneriert sein würde? Daß ich weiß, wie in mir die letzten und subtilsten Potenzen meines Geschlechtes ausgegeben sind? Vier Geschlechter höchster Kultur hintereinander sind etwas viel. Ein Onkel von mir ist schon richtig entartet. Ich fühle es auch, daß ein Kind von mir geistig minderwertig sein muß. Ich beobachte mich zu genau, um nicht zu wissen, daß ich selbst schon viele Züge habe, die Degenerationssymptome sind. Ich weiß genau, wie sehr dieser Aufenthalt im Zirkus vor einer Erklärung selber ein solches Symptom. Aber mußte ich ihr das sagen? — Ich mußte immerfort daran denken und unablässig auf die Clowns starren. Die Clowns machten mich verrückt. Und die Kinder wieherten wieder... Vielleicht mußte ich gerade das ihr vor allem sagen...

Die Kinder schrieen . . . Sie ist selbst so eine feinste Blüte . .: die senkrecht steile Linie, diese Andeutung von Knospen . . . Wenn auch eine Frau durch ein hohes geistiges Niveau nie so degeneriert sein kann, wie ein Mann, so kann sie es körperlich um so leichter sein. Ich habe mich trotzdem dieser Leidenschaft hingegeben, weil ich auch von keiner Bauerndirne ein Kind hätte haben wollen. Ich hätte gefürchtet, auch da zu sehr der entscheidende Teil zu werden... Nun ist die Gefahr gedoppelt. Ich mußte es ihr sagen, ihr heute sagen...

Die Clowne traten ab. Das Volk raste. Nun traten ein Türke und ein Russe auf, um miteinander zu ringen. Ich konnte es mir noch nachher überlegen, ob ich es sagen mußte, ob ich es ihr heute sagen mußte... Ach, dieser Russe sah aus..! Das war Kraft. Herr! Gott! das war Kraft. Ein Griff von ihm riß mich mit. Ich glaubte, über die Brüstung zu fallen. Einen stärkeren Eindruck konnte ich nicht mehr empfangen. Ich ging einfach fort... rasch, ganz rasch. Daß ich den Eindruck nicht verlöre. Nahm meinen Mantel, meinen Hut . . . und ging dann zu ihr . . .

Ach diese Luft!... Ich weiß noch genau, wie diese Luft auf mich wirkte... So habe ich diese Einzelheiten erlebt...

Ich darf mir jetzt das Bellinische Gelb immer vorstellen, die feinen Nägel und ihren Mund. Daß solcher blasse Mund so küssen kann! Ich habe doch richtig ihre Sinne geahnt. Ahnungen sind wohl meine Stärke. Ich empfinde überhaupt jetzt so vieles Starke an mir... Der Gewinn solcher Liebe steigert vielleicht den Glauben...
Manche beneiden uns schon. So ganz seiner Liebe und seiner Kunst leben zu können, ist auch ein Geschenk von göttlichen Gnaden. Oder mehr eine Gabe sorgsamer Ahnen... Ich weiß aber nicht, ob einer von denen, die das uns neiden, ahnt, welches Opfer ich für diese Gaben noch zu bringen habe... Ich habe es ihr noch nicht gesagt. Ich hätte es nicht gekonnt, als sie mir mit geschlossenen Augen die Lippen reichte. In diesen geschlossenen Augen lag die volle Hingabe. Man gibt die Lippen hin, ohne sich noch zu überzeugen, daß sie auch wirklich der nimmt, dem man sie geben will. Man weiß es hinter geschlossenen Augen, daß es nur der sein kann, dem man sie geben mag...
Ich habe sie dabei berührt, diese wunderbar steile Linie, und meine Hand verlor sich wie im Traum über eine sanft andeutende Stelle.
Peter bringt den Blumenkorb herein, den der Gärtner zusammengestellt. Es sind nicht genügend dunkle Rosen dabei. Unsere Liebe kann nur die stärksten Farben gebrauchen; die üppigsten sind für unsern Hunger gerade sonor genug. Sie wird noch sinnlicher und heißer werden, wenn ich sie erst ganz für mich haben werde. In acht Wochen werde ich sie zu mir nehmen. Peter sieht mich so dumm an. Er soll doch hinausgehen und noch mal zum Gärtner laufen...

In mir habe ich abwechselnd eine unendliche Ruhe über meinen Besitz und eine Erregung, die mich wie ein Strom durchzieht. Als wir gestern durch den englischen Garten gingen, machte ich die erste Andeutung. Eine Nonne ging mit zwei kleinen Mädchen vorüber. Die Höschen guckten den Kleinen so entzückend hervor, wie einst zur Biedermeierzeit den Erwachsenen. Es amüsierte mich das. Ich fragte sie, ob sie auch Kinder liebe . . . Sie wurde verlegen, sah zu mir auf und legte ihren Arm fester in meinen. Ich sagte, ob sie viel Kinder haben wollte. Sie empörte sich, wie ich das nur aussprechen könnte . . . Eines höchstens, die ersten Jahre überhaupt keins. Wir wollten doch reisen... Ich erwiderte, daß ich überhaupt kein Kind haben möchte, weil es ihre Schönheit zerstören könnte — oh sie ist schön, schön wie eine Madonna von Bellini — und weil sie Schmerzen haben würde. Sie dunkelte ganz tief und sagte kein Wort und ließ nichts sagen. So konnte ich ihr meine wirklichen Gründe garnicht nennen.
Die Blätter waren ganz voll. Der Wasserbach quirlte. Große weiße Wolken hingen in einem blauen Himmel. Das Gras war so genußreich grün, die Wiesen so frucht=

bar mit großen, fetten Blumen bestanden ... Die Vögel sangen alle durcheinander. Unsere Schritte hörten sich so angenehm knirschend an. Es war eine Frische und Lieblichkeit zu gehen. Ein alter Herr und eine alte Dame kamen, ein rührendes Paar, an. Einsam folgte, nicht allzuweit, einsam, ein altes Jungferchen. Die Sonne war ganz milde. Ich fühlte Ännens Haut durch den dünnen Stoff. Ich glaube, ihre Haut ist unendlich kühl. Oh, wie schön sind die sinnlichen Frauen mit der kühlen Haut! Ob sie ahnt, wie ich sie mir zuweilen vorstelle? . . . Ich bin so völlig glücklich. Ich kann ihr alles sagen, was mich beschäftigt. Sie ahnt alles, noch mehr als ich glaubte ... Nur das eine, das eine kann ich nicht sagen ... Und gerade dieses ahnt sie nicht. Und ich kann sie nicht heiraten, ohne ihr das gesagt zu haben ...

Ob ich es ihr schreibe? Man kann geschrieben alles so viel besser sagen; wie mir hier meine Gefühle klarer werden als ich sie sonst empfinde. Worte würden sich auch dafür finden lassen. – Aber ob es richtig ist, so etwas zu schreiben? In mir sträubt sich etwas dagegen. Nein, ich werde es nicht tun und es ihr heute am Abend, nach dem Konzerte, sagen. Paganini wird sie aufrühren – – – Wenn sie mich am meisten lieben wird, werde ich dieses sagen ...

Diese Mädchen sind die schönsten, deren Körper so der Ausdruck reinster und blassester Vollkommenheit ist und deren Geist dabei alle Kulturen und selbst ihre Absonderlichkeiten begriff. Man findet sie unter den Künstlerinnen, die im Umgang mit etwas absonderlichen Menschen und in der Beschäftigung mit den verwandten sinnlichen Problemen, die die Kunst bietet, zu der Reife gekommen sind, die uns Männer im Innersten berühren muß.
Ich habe ihr alles sagen können und es nur anzudeuten gehabt. Sie kannte mich ganz genau. Sie weiß, wo die absteigenden Symptome an mir sind; sie liebt mich um deren willen. Das ist eine Pervertierung, die bei hochentwickelten Naturen selbstverständlich. Sie begreift auch, daß wir nur eingewebte Maschen sind, daß wir nicht durch die Schöpfung verblödeter oder belasteter Kinder das Kleid zerreißen dürfen, in dem wir uns wohl fühlen. Sie will auf das Kind verzichten, das doch ihre Bestimmung ist, um meinetwillen, den sie für ihre Bestimmung hält ...
Wir haben an diesem Abend noch weit draußen in einer Weinstube lange gesessen und schließlich jeder Trauer gehabt. Wegen des Opfers, mit dem wir nun unsere Liebe besiegeln? Oder wegen des erdrückenden Gefühls, daß wir am Ende eines Geschlechtes stehen und nicht mehr zu schöpfen wagen? . . .
Die Luft war schwer, als wir hinausgingen und ich sie schweigend nach Hause

brachte. Eng gedrängte Paare gingen im Dunkel. Hinter einem Zaun oder einer Tür hörte man ein seliges Lachen, unseliges Stöhnen... Der Mond hing verhängt hinter Wolken. Eine Geige spielte aus irgend einer Schänke zur offenen Tür hinaus. Irgendwo hoch sah man hinter roten Vorhängen Licht. Die Luft war sinnlich. Aus dem Boden stieg fetter Erdgeruch. Ein Kater bekam eine Katze zu fassen. Ein Student, der vorübertorkelte, sang ein Lied von einem Mädchen, das ein Kind hatte... Dann kam ein feiner, rieselnder Regen. Der tat wieder gut. Er befreite... Als ich ihr dann beim Abschied in die Augen sehen wollte, entzog sie sie mir. Aber sie weinte nicht. Sie kann überhaupt nicht weinen. Ihre Stimme klang völlig fest. Es war nur die Abendstimmung, die sie bedrückte.
Ich zog langsam nach Haus. Ich hatte das nun hinter mir, von dem ich so lange beklommen war. Aber eine Erleichterung spürte ich nicht. Ich ging noch in ein Café und machte einen Tarok. Nebenan saßen die Athleten, die ich im Zirkus gesehen. Ich mußte sie während des Spieles betrachten und verlor natürlich. Ich habe solche Athleten auf eine ganz ferne Weise lieb . . .
Draußen sprühte wieder der Regen herunter...

Ich liege platt auf einem Smyrna in meinem Arbeitszimmer. Ich habe die Erdkugel aus dem Globusgestell herausgenommen, um so bequem die Reisen zu übersinnen, die wir in einigen Wochen aufnehmen wollen. Vorläufig spiele ich mit der Kugel Haschen. Es macht mir ein Vergnügen, mich hier so recht als Kind zu benehmen, sinnlos und blödsinnig. Die erwachsenen Menschen wissen garnicht die Sinnlosigkeit zu schätzen. Musikalischen Menschen müßte die Sinnlosigkeit eigentlich näher liegen, aber ich habe auch bei ihnen die rechte Freude an dem bewußt sinnlos Gestalteten, die Kinder so übermäßig empfinden, noch nicht gefunden.
Hurrjeh! sie läuft so weit in eine Ecke, daß ich aufstehen muß, um sie zu holen. Ich kann doch nicht Peter klingeln, daß er sie mir reiche, und dabei platt auf dem Bauche liegen bleiben. Also aufgestanden, hergenommen und wieder hingestreckt! Diesmal strecke ich mich auf den Rücken und lasse die Kugel auf meinem Bauche balancieren, den ich garnicht habe. Man kann in dieser Stellung wundervoll nachdenken. Ich müßte sie öfter einnehmen. Diese Kugel erinnert an eine Massagekugel. Sie ist so leicht, weil sie innen hohl ist, daß ich sie mit den Fingerspitzen regiere...
Also, wohin werden wir reisen? Da ich seit gestern Abend die schwere Erörterung hinter mir habe, fühle ich mich auf einmal so leicht, daß ich nur an das Reisen denken möchte . . . Ich werde sie nach Frankreich entführen und ihr den Reiz der dortigen Frauen zeigen. Sie hat nicht den Geschlechtsneid, den die gewöhnlichen

Frauen hegen. Ich könnte sie selbst nach London führen und ihr die schönen Gestalten der Engländerinnen zeigen. Sie würde auch dort nicht neidisch sein, weil sie weiß, wie ich ihre fein abfallenden Schultern, ihre überschlanke unendlich zarte Figur liebe... Jetzt möchte ich eine Zigarette haben. In ihren Wolken würde ich sie in ihrer nackten Wirklichkeit, die ich noch garnicht kenne, zu sehen vermögen. Denn ich kenne den Körper aller Frauen ein wenig durch ihre Kleider. Man muß das verstehen... Ich müßte aber aufstehen, um die Zigarette zu erhaschen. Peter kann ich auch in der Rückenlage nicht herbeiklingeln. Aber ich sehe sie dennoch vor mir in dieser überschlanken Figur. Ich glaube, sie empfindet garnicht, daß sie sich selbst kein Kind wünschen dürfte (auch von einem andern nicht), ohne Bedenken für ihre Unversehrtheit zu haben. Sie ist so eine Fieberblume. Oh, wie ich sie darum liebe.... Ich liebe sie wegen ihrer abfallenden Schultern, obwohl ich weiß, daß dieses ein Abstieg ist. Aber ich liebe sie auch vor allem wegen ihres zarten Antlitzes, das wie die Möglichkeit eines zweiten Gesichtes ist, und wenn sie selbst alle Symptome des Niedersteigens hätte, ich würde sie alle mitlieben, wenn ich ihr Gesicht nicht ohne sie bekommen könnte.
Ich küsse sie mit meinen Lippen in die Luft. Die Spitzen balancieren sanft die Kugel. Aus der Ecke macht mein Papagei mit einem schmatzenden Geräusch die Küsse nach, die ich vergebe. Er wundert sich wohl auch über den Menschen, der auf dem Smyrna liegt... Das ist so ungehörig...
Die Tür ist ganz leise aufgegangen. Änne ist eingetreten. Sie hat sich mit Peter verständigt, daß sie mich überraschen wolle. Sie hat über mich furchtbar gelacht, hat mir befohlen, liegen zu bleiben, wie ich liege, ist dann in all ihren Sachen vor mir niedergekniet und hat mich lange, lange, lange geküßt!
»Die Kugel festhalten!«, hat sie in den kurzen Pausen befohlen.
Und ich balanciere sie noch, als sie mir sagt, daß es gestern Abend so schwül gewesen sei. Sie will mir damit erklären, warum ich ihr nicht in die Augen habe sehen dürfen, und ihr ganzer Besuch ist ein Beweis, daß wir einig sind, in allem einig...
Der Papagei schmatzt die Küsse noch stärker nach, und ich balanciere weiter meine Kugel...

Ich kann jetzt garnichts mehr niederschreiben. Wenn man mit einer so wundervollen Frau zusammenreisen, zusammenleben darf, dann findet man keine Zeit für andere Gedanken als die an sie, und für diese sind die Stunden des Tages und der Nacht viel zu kurz, als daß man noch Augenblicke finden könnte, um andere Gedanken festzuhalten. Sie macht mich auch so verspielt, daß ich mich zu einer ernsten Arbeit, und wäre sie nur die schriftliche Reflexion, gar nicht aufzuraffen vermag...

Ich glaube, neben allem andern behagt ihr auch das Grandseigneurleben sehr, das wir in Frankreich führen. Ich habe das freudige Gefühl, reiche Mittel zu besitzen, nie so stark gefühlt wie jetzt, wo ich sie für sie verschwenden darf. Sie hat demgegenüber doch in beschränkten Verhältnissen gelebt. Es ist mir unbegreiflich, wie sich dieses Gesicht, diese schmale Gestalt, dieser so verfeinerte Sinn anders als in höchster und üppigster Kultur hat entwickeln können.

Paris ist eine große Stadt. Es sind drei Millionen Menschen in ihr. Man erstickt, wenn man die Fruchtbarkeit bedenkt, die erforderlich war, um diese Millionen zu erschaffen.

Wir saßen heute Abend in einem der Restaurants, in dem mondäne Damen verkehren. Sie hatte nicht die Neugier, sie zu sehen, wie sie etwa junge Damen aus guter Familie empfinden, die man verheiratet hat. Es reizte sie nur, den berühmten französischen Typus der femmes amoureuses kennen zu lernen, den auch ich gern wieder einmal sah.

Es waren wundervolle Erscheinungen unter ihnen. Eine besonders große, die ihr rötlich blondes Haar hoch aufgebauscht trug, fesselte ganz ungemein. Sie saß in einem Kleid von stahlblauen Pailletten da, neben ihr saß ein ganz kleiner, nicht mal netter, Dandy, dem sie ein, wie es schien, nicht bloß äußerliches Interesse zuwandte. Verschiedene Damen saßen allein an ihren Tischen, auf dem die Gazelampen leuchteten. Jedem eintretenden Herrn wandten sie den Kopf mit dem großen Hut und die Büste zu. Sie trugen die Brust nicht so prononziert wie bei uns. Es ist das feiner, wie mir scheinen will.

Auch der kleine Herr wandte jedem Eintretenden das Gesicht zu, als ob er gern einen Bekannten fände, der das nicht bloß äußerliche Interesse bemerkte, das ihm die rotblonde Dame zuwandte. Er sah dabei lächerlich dandyhaft drein.

Wir stritten während des Essens über den Typus Dandy und sprachen von Hetären. Ich sagte, daß jede Dame ein Dandy sei, was sie stutzig machte, weil ihr Dandy ein männlicher Begriff schien. Aber wenn man – wie man muß – unter ihm eine Verlegung der Persönlichkeitswerte vom Innern auf das Äußere versteht, wenn man weiß, daß Dandy sein nichts heißt als seine äußeren Mittel, seinen Gang, seine Kleidung, seine Worte zu stylisieren, weil man seelisch nichts der besonderen Führung und Betonung und Stylisierung Würdiges findet, so wird man erkennen, daß unsere Damen wirklich sämtlich Dandys sind.

Desto einiger waren wir über den Begriff der Hetäre. Wir haben in unserem Bürgertum viel zu wenig Hetären. Die Mutter tötet sie bei uns. Vielleicht werde ich zu den Wenigen gehören, die mit einer wirklichen Hetäre zusammenleben.

Wir hoben die Gläser mit Fréminet, und ich trank auf sie als auf meine Hetäre. Sie sah mich aus ihren tiefen, blauen Augen tief und blau an und sagte dann langsam, nachdenklicher, als ich erwartet hatte:
»Ja, ich bin deine Hetäre!«
Vielleicht stieß sie sich an dem Wort, daß sie darum zögerte. Ich schenkte ihr Fréminet rascher ein, der Trank machte sie ausgelassen. Sie wurde plötzlich so lebhaft, daß ich sie fortführen mußte. Sie fabelte schon von Rops und seinen Freundinnen, von Akten und Gazeschleiern und wollte in ein Café gehen, in dem Demimonde verkehrt. Ich wehrte mich und sie gab ihren Wunsch dann auf. Im Hotel küßte sie mich ganz wild, ganz in Leidenschaft, und ich durfte sie dann, wie nun so oft schon, sehr, sehr, sehr liebhaben.
Sie schlief dann ein und ihre Schultern waren blaß, fielen rührend herab. Ich blieb wach und dachte über sie nach. Ich liebe sie noch mehr, als ich zu Anfang für möglich gehalten hätte. Ich merke, daß die Letzten ihres Geschlechts, die nicht mehr den Mut zur Schöpfung finden, in anderer Weise gesegnet sind. Ich werde sie immer zur Geliebten haben und nicht über ihrer Liebe zu einem Kinde sie verlieren. Es faßt mich ein seliges Gefühl, daß ich in noch höherem Grade als andere zum Genießer bestimmt bin. Wer wie ich und wie sie die Genießerseele hat, muß darin eine vollkommene Gnade finden. Seit ich das erkannt habe, bin ich völlig glücklich. Ich denke an die Hetären des Restaurants und an die großen Hetären des großen Hallas und daß die Seligkeiten eigentlich dort liegen, wo man sie nicht erwartet...

Der Verkehr in unserm Hause in München ist etwas eigen. Man begegnet Malern, die sie von früher kennt, Dichtern mit schwermütigen Augen, die meine Freunde sind, einigen massiven Gestalten, Hauptleuten von dem Leibregiment, deren Gegenwart mich beruhigt, einigen Söhnen aus guter Familie, die genießerisch veranlagt sind und denen ich mich nicht ganz entziehen mag. Alle bewundern Änne. Ich ersehe es nicht aus den Worten, die doch nicht wahr sein würden, sondern aus gelegentlichen Blicken. Sie hat eine Art, sich ihnen zu geben und an ihnen vorüberzugleiten, daß ich das Gefühl nicht empfinde und nicht empfinden werde, das so häufig Ehemänner haben: der Wachposten ihrer Frau zu sein. Ich kann in Gesellschaft ihrer ganz vergessen, mich ganz unsern Gästen hingeben, ihnen meine Seltenheiten zeigen – ich habe in Paris Vieles zugekauft –, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, mit wem sie sich unterhält, mit dem kleinen Maler, der so mit den Händen fuchtelt, aber eminent begabt ist, oder mit dem Hauptmann von Ostrotzki, dessen Schultern noch dann imponierend wären, wenn sie ausgestopft sein sollten. Plötzlich aber, wenn wir aneinander vorüberstreifen ‹an einem der schweren Möbel, in

einer Ecke, an einer Tür›, trifft mich ein Blick, der mir unsere Einigkeit versichert. Um solcher Blicke willen allein wäre ich fähig, Gesellschaften zu geben. Aber sie ist nicht für sie eingenommen, und der Winter hat noch nicht stark genug eingesetzt, als daß schon Verpflichtungen für uns beständen.

Ich saß in meinem Arbeitssessel und sie auf meinem Schoße. Ihr Prinzeßkleid schlug mir um die Füße und seine Schleppe wickelte sich am Boden. Der Papagei hatte etwas zu bemerken.
Wohin gehen wir heute? Wohin gehen wir morgen? Sie wollte in die Ausstellungen gehen. Der Papagei hatte etwas zu bemerken. Die alte Uhr, bei der immer zu jeder Stunde ein anderes Tier erscheint, gab eine Stunde an.
Ich spielte den alten Mann. Ich müßte mich schonen. Ich schriebe augenblicklich über Platons Mystik. Man findet aus seinem Ideenreich nicht so leicht zu den Realien zurück. Der Papagei hatte etwas zu bemerken.
Morgen tanzen hier zwei Schwestern. Sie wollte sie sehen. Aber sie bat nicht. In unserer Ehe wird niemals jemand um etwas bitten. Wenn es dem andern lästig ist, wird er verzichten.
Ich sagte zu, morgen zu den tanzenden Schwestern zu gehen. Sie mußte die Schleppe anders legen. Sie hatte sich so geringelt, daß ich in dieser boa constrictor mich verirrte.
Sie hatte schon wieder Angst, daß ich mir zu viel zumutete.
»Aber es geht mir doch gut.«
»Ich glaube überhaupt, daß du viel gesünder wirst«, sagte sie dann.
»Meinst du nur äußerlich?«
»Nein, nicht nur äußerlich. Auch geistig.«
»Das ist der Platon.«
»Nein, das ist wer anderes.«
»Wer ist das?«
»Wer wird das sein?«
Wir hatten uns zu küssen. Der Papagei hatte etwas zu bemerken.
Ich lege eine traurige Miene an, trauriger als sie Philosophen annehmen, wenn sie vom Tode sprechen.
»Nun liebst du mich nicht mehr?«
Sie lächelt ganz fein:
»Warum nicht?«
»Du liebtest mich nur um meiner absteigenden Symptome willen. Du hast das doch gesagt.«

Ihre Lippen waren eine Linie, die sich nicht verschob.
»Ist es nicht so?«, fragte ich sie wieder.
»Findest du nicht auch, daß diese Merkmale abnehmen?«, fragte sie langsam. Der Kopf lag dabei zur Seite.
»Das mag schon sein«, sagte ich zurück und lächelte sie an. Wie wundervoll blaß die Linie ihres Halses war...
Sie nahm eine Schmollmiene an und sagte:
»Ja, mit dir ist ja garnichts mehr los. Du bist nicht einmal mehr degeneriert.«
Wir lachten beide. Der Papagei hatte etwas zu bemerken.
»Aber, es ist wirklich so«, begann sie noch einmal.
Es wurde mir schon lästig. So erheblich sind die Zeichen des Niederganges doch noch an mir nicht, daß man ihr Zurückgehn so betonen müßte. Was sollte das?
»Geh, Kind, ich muß zum Platon zurück. Hörst du ihn nicht rufen?«
Und meine Uhr schlug ein feierliches Viertel an. Der Papagei hatte wieder etwas zu bemerken.
Sie raffte die Schleppe mit einer wundervollen Bewegung und verschwand.
Ich kehrte zum Platon unter dem Schnarren des Papageis zurück, das mir zur Arbeit unentbehrlich ist.

Ich habe ihr ein Atelier eingerichtet, und sie hat Monate hindurch recht gut gemalt. Jetzt läßt sie die Bilder liegen und rührt keine Farbe an.
Ich erkläre es mir mit einem Ekel an dem technischen Mittel. Es geht mir mit dem Sprechen verschiedentlich so. Zu wissen, daß diese Regel diesen Satzbau nach sich zieht, erregt mich zuweilen so, daß ich jedes Wort vermeide. Vielleicht ist etwas Ähnliches bei ihr.
Aber sie will auch nicht mehr in Gesellschaft gehen. Auch dies mag seine einfache Erklärung in der Übersättigung finden. Wenn man in den gesellschaftlichen und künstlerischen Kreisen Münchens viel verkehrt, kommt man leicht in einen drückenden Umgang hinein.
Aber mir will scheinen, als ob ihre Empfindungen mir gegenüber auch um ein weniges verändert seien. Ich kann es nicht begreifen, da ich sie stärker als je liebe und sie auch an mir immer noch neue Seiten findet, die sie als Weib erregen. Die erste Minute des Mißverstehens war an jenem Tage, an dem sie von dem Rückgang der Degenerationsmerkmale sprach, worauf sie inzwischen noch wiederholt zurückgekommen ist. Seitdem ist zuweilen ein Hauch, der mich lehrt, daß ich nicht all ihre Gedanken besitze. Wenn ich sie in ihrem Zimmer überrasche, finde ich sie zuweilen in die Luft starren. Eine Frau, die den Mann, den sie liebt, jederzeit erreichen kann, darf das nicht tun...

Ich verstehe sie nicht...

Ich stelle mich vor den Papageienkäfig. Aber Bürschchen plappert mir soviel wüstes Zeug zusammen, daß ich sie erst recht nicht verstehe.

Sollte sie die Abnahme der Degenerationsmerkmale erwähnt haben, weil sie ein Kind haben möchte und mich dadurch bewegen zu können glaubt, mich meines Entschlusses zu begeben? Diese Symptome sind doch innerlich viel zu befestigt, als daß ein minderes äußeres Hervortreten ihren Rückgang bewiese...

Aber ich führe auch, irre geworden, ihre Stimmungen sicher auf eine falsche Ursache zurück. Sie wird selbst kein Kind wollen. Das verbieten auch ihr zu viele Gründe. Ihre ganze Gestalt vertrüge solchen Ansturm nicht. Auch ihre Malerei würde unter der Pflege eines Kindes leiden. Ich befinde mich einfach auf einem Irrweg. Bürschchen meint das auch. Und die Uhr schlägt, wie immer, an, wenn ich im Denken pausiere...

Wir kommen aus einer Gesellschaft vom Hauptmann von Ostrotzki. Wir hatten nicht absagen können, wie wenig sie auch Lust hatte, auf die Soiree zu gehen. Der Abend war schön. Ich habe mich selten mit einer Dame so gut unterhalten wie mit Frau von Rezewinski, die man mir als Tischdame gegeben hatte. Eine ganz charmante und überraschend feinsinnige Frau.

Änne hatte den Wunsch, zu Fuß nach Haus zu gehen. Ich war gern dazu bereit, das Ende zu gehen; ein Gang erfrischt so.

Ich packte sie fest in ihren champagnerfarbenen Abendmantel. Ihr blondes Haar sah unter dem bordeauxroten Tuch ganz verblaßt aus. Ich hielt ihren Arm in meinem. Aber der Mantel machte sie so unförmig, daß ich ihn nur undeutlich spürte, ganz fern, ganz, ganz fern...

Ich erzählte ihr von Frau von Rezewinski. Ich hätte mich so lebhaft unterhalten.

»Du bist überhaupt viel lebhafter«, sagte sie. Meinte sie das, weil ich etwas gewaltsam in mancher Stunde zu ihr bin?

»So ein lebhaftes Gespräch ist wie eine Massage«, sagte ich zurück. »Ich finde, man fühlt sich nach einem angeregten Gespräch auch körperlich wohler.«

»Du sprichst garnicht vom Hauptmann von Ostrotzki«, sagte ich nach einer Weile, als wir eine Reihe Häuser weiter waren. »Hat er dich bei Tisch gelangweilt?«

Ein elegantes Paar, das nicht verbunden war, streifte vorüber.

»Oh nein, er langweilt doch nie.«

Sie zog den Arm etwas lockerer. Der Abendmantel war ihr wohl beschwerlich.

»Ja, ich wundre mich auch, wenn ich an ihm immer wieder Esprit bemerke. Ich finde es immer so eigentümlich, so widersinnig, wenn solche massiven Gestalten

auch Geist besitzen... Ich kann mir eine so mächtige Gestalt gar nicht lesend vorstellen... Marschieren, reiten, lieben – vielleicht das zumeist. Aber lesen – fast finde ich es pervertiert«.
Ich lachte. Ich wußte nicht, ob sie das begreifen konnte. Es gehört eine gewisse outrierte Anlage zu solchen Empfindungen. Auch gefällt ihr der Hauptmann von Ostrotzki. Frauen können, wenn ihnen jemand persönlich gefällt, nicht das typisch Pervertierte an ihm erkennen.
»Es ist amüsant, die Liebesbeziehungen zu beobachten, die sich zwischen fremden Leuten knüpfen«, sagte ich zu ihr, nach vorne auf das Paar blickend.
»Der Hauptmann von Ostrotzki fand dich übrigens auch verändert«, sagte sie, wieder aus anderen Gedanken.
»Geh, habt ihr euch von mir unterhalten?«
»Nur nebenbei«.
»Und wovon hauptsächlich? Aber du brauchst es mir nicht zu sagen, wenn du nicht willst...«
»Warum denn nicht? Wir haben von seinen Kindern gesprochen.«
Die Dame vor mir schmiegte sich ganz superb an ihren Herrn. Vielleicht war es der Frost?... Die Residenz hatte etwas Reif. Die eisernen Löwen mußten jetzt spüren, daß sie nicht in der Wüste saßen... Der Posten blieb stehen und sah auf. Dann kam wieder gleichmäßig sein Tritt. Ich mußte an den Hauptmann von Ostrotzki denken. Der mochte den Schritt eingeübt haben. Ach so, von seinen Kindern haben sie gesprochen.
»Er hat so lieb von den Kindern erzählt«, fing sie wieder an. Sprach sie nicht ein wenig melancholisch?
»Er hat eine ganz unausstehliche Frau«, gab ich zurück. »Daher kommt das. Das verschiebt die Verhältnisse.«
Für das Paar vor uns gab es jetzt keine Hindernisse mehr. Das merkte man. So sah sie zu ihm auf... Das konnte nicht mehr der Frost sein.
...Als Änne in ihrer weißesten Wäsche war, nahm sie eine merkwürdige Miene an und sagte zu mir, auf meinem Schoße sitzend, den Kopf hinten an meinem Nacken, so daß ich sie nicht sah:
»Ich möchte ein Kind von dir haben« – und nach einer Pause wieder – »ich möchte ein Kind von dir haben!« Sie sagte es leidenschaftlich, stieß es heraus, als ob ich sie vor etwas retten sollte. Ich wurde unruhig, weil ich merkte, daß der Gedanke sie doch stärker beschäftigt, als ich geglaubt hatte.
Ich machte den Scherz, daß ich verblödet sei und es darum ja nicht ginge, und beruhigte sie gemach. Sie kam auch nicht mehr darauf zurück. Aber ich blieb in dieser Nacht sehr lange an eine Frage hingegeben...

Wir gaben bald darauf eine kleine Gesellschaft, bei der es recht gemütlich zuging. Es waren alle Intimen mit Ausnahme von Ostrotzkis da. Änne wollte sie durchaus nicht haben. Ich scheine mich doch in ihren Gefühlen gegen ihn zu täuschen. Ich hatte geglaubt, daß gerade er ihr gefalle.
Frau von Rezewinski nahm ich wieder zur Tischdame. Es ist nicht das geringste Erotische zwischen uns. Aber ich finde es dennoch von Änne schön, daß sie nicht die geringste Eifersucht bezeigt. Eifersucht erniedrigt so.

Der Winter ist ganz vorbei. Wir halten im Frühling schon. Ich habe lange nichts aufgeschrieben.
Gestern habe ich Frau von Rezewinski in der Pinakothek getroffen. Sie ging in einem tabakbraunen Kostüm, schon völlig frühlingsmäßig. »Da nun wieder Frühling ist, Leute«, sagte ich ihre Hand küssend. »Das ist eine gefährliche Zeit«, sagte Frau von Rezewinski. Sie hat so eine Art zu reden... »Sie meinen die Amouren«, sagte ich, auf ihren Ton eingehend. »Ja, jetzt heißt es sich beherrschen«, sagte sie und drohte. »Ich glaube, nur das Volk ist so im Frühling.« »Wieso?« meinte Frau von Rezewinski. »Wir aus der Gesellschaft sehen einander mehr im Winter«, erwiderte ich. »Auf Gesellschaften macht sich der erste Anbeginn ja leichter.« Frau von Rezewinski dachte nach. Damen mit schwarzem Haar kleidet die Nachdenklichkeit wie Damen mit blondem die Verträumtheit. Ich glaube, Frau von Rezewinski wußte, daß Damen mit schwarzem Haar die Nachdenklichkeit kleide.
Wir saßen auf einem ledergepolsterten Rondell nieder.
»Die Amouren vom Winter sind jetzt also schon weiter. Schon im dritten Monat,« sagte sie nachdenklich.
»Oder im vierten«, fiel ich ein, auf ihren zynischen Ton mit einem Lächeln eingehend. «Von unseren Bekannten haben Sie nichts gehört?« sagte ich dann, um abzulenken. Man versteht sich am besten, wenn man über seine Bekannten sich verständigen kann.
»Hauptmann von Ostrotzki traf ich vorhin«, sagte die schöne Frau von Rezewinski. Sie sah mich dabei eigentümlich an.
»Sie hatten doch kein Rendezvous mit ihm?« mußte ich sie wegen des eigentümlichen Blickes fragen. Sie nimmt mir eine solche Frage nicht übel, die schöne Frau von Rezewinski.
»Haben Sie das wirklich angenommen?« fragte die schöne Frau von Rezewinski.
»Aber nein«, lächelte ich und küßte das graue Leder ihres Handschuhs.
»Sie wären sonst nämlich blind«, sagte Frau von Rezewinski, während ich noch über ihrem Handschuh lag.

Wir standen vor einem Bilde von Piglheim und bewunderten das rote Feld, durch das die Blinde schreitet.
Frau von Rezewinski mußte sich dann verabschieden ... Ich liebe Änne, aber ich finde Frau von Rezewinski schön. Und ich weiß, daß sie riesig gern mit mir spielt...

Änne ist sichtlich blaß. Man kann die Farben an ihr wechseln sehen. Das einzige, was mich beruhigt, ist, daß sie etwas voller zu werden scheint. Ich müßte sonst um sie in Ängsten sein. Sie ist dabei rührend zu mir. Ich merke, wie es ihr zuweilen körperliche Beschwer macht, mit mir zu reden. Wir sprechen so viel über entfernte Dinge, über griechische Kultur, indische Religionen. Ich müßte gegenständlichere Stoffe wählen, die sie müheloser beschäftigen würden. Die indischen Religionen bewegten sie sehr. Der Fruchtbarkeitsmythus erregt sie vielleicht, weil unser beider Leben ihm so fern ist. Ich erkenne auch allmählich, wie schwer ihr das Verzicht auf den »Segen« fällt. Es ist nicht, daß sie bei anderen ihn sieht. Sie ist in ihrem ganzen Empfindungsleben viel zu individuell und in ihren Genüssen viel zu wählerisch, als daß sie das berühren könnte. Aber es scheint doch etwas instinktives noch in der begabtesten Frau zu stecken, das durch keine Vernunft niederzuhalten ist. Diesen zartesten Körper müßte dabei die Natur doch selbst nicht mit Frucht zu füllen geneigt sein. Aber die Natur kennt eben nur Gesetze und Verordnungen für Allgemeinheiten, nicht für einzelne.
Ich fange gar nicht an, davon zu reden, weil man sie nur aufwühlen würde, wenn man sie daran erinnerte, daß sie kein Kind bekommen wird. Aber es beginnt mich zu quälen, und auch in Nächten, in denen sie zuweilen schlaflos neben mir liegt und ich mich schlafend stelle, martere ich mich damit, daß sie vielleicht doch ihrem Gemüte nach nicht ausschließlich zur Geliebten bestimmt ist. Die Frauen entwickeln sich in Ehen so eigentümlich. Von ihr hätte ich mit ihrer aufrechten, schönen, nur der Kunst zugewandten Art niemals angenommen, daß sie des Kindes zur Zufriedenheit bedürfte. Nun stehe ich vor einem Konflikt, für den es eine Lösung gar nicht gibt. Ich kann mich doch nicht an einem Kind versündigen. Wenn seine Augen vorquellen sollten?!
Es fällt mir schwer, mich weiter schlaflos zu stellen. So überziehen mich die Schauer, wenn ich an Kretins, an Trolle und ähnliche Wesen denke.

Ich werde in diesem Sommer auf drei Monate nach London gehen, um auf der dortigen Bibliothek zu arbeiten. Ich möchte noch Handschriften einsehen, die ich in München nicht bekomme, und wenn ich die Wahl zwischen Berlin und London

habe, ziehe ich London vor. Ich habe in Berlin Bekannte, die mich stören würden, während ich in London vor ihnen geschützt bin. Ich fühle auch das dringende Bedürfnis, wieder einmal dauernd allein zu sein. Ich habe vor meiner Ehe viele Monate in absoluter Einsamkeit gelebt, weil sie meinem melancholischen Temperament allein entspricht, und ich habe mich genug gewundert, daß ich so lange, wenn auch mit der geliebtesten Frau, habe zusammenleben können. Ich brauche auch Konzentration, wenn ich neben meinem Buche über Platon meine Sammlung tragischer Novellen zustande bringen will.
Sie soll überdies mehrere Monate in vollständiger Ruhe leben. Sie hätte sie, wenn ich mit ihr zusammen bliebe, nicht so sehr. Eine Schwester, an der sie sehr hängt und die ich nur wenig kenne, wird sie ins Gebirge begleiten. Eine Frau kann lautloser um einen sein als je ein Mann.
Im September werden wir wieder in München sein. Ich freue mich schon, im Herbst mit ihr in unserm Park zu sitzen und auf die gereiften Früchte zu starren. Sie wird dann leicht auf einer Leiter in das Geäst der Bäume steigen und mit den Händen die Äste schütteln, und ich werde die Früchte fangen, die sie mir zuwerfen wird.

Der Oktober war der schlimmste Monat meines Lebens. Ich schreibe nur das hin, weil es Dinge gibt, die man nicht hinschreiben kann, und weil ich Bücher füllen müßte, wenn ich auch nur die Gedanken wiedergäbe, die mich an einem Tag durchschießen. Dieser Oktober ist die Wende in einem bisher glücklichen Leben geworden. Ich fühle, wie es nun für mich niedergeht und kein Aufhalten gibt. Ich habe gelesen, daß Selbstmord Schwäche sei. Aber dann müßte ich Selbstmord begehen. . .

Ich muß jetzt immerfort Homer lesen, um etwas das Zeitlosigkeitsgefühl zu bekommen. Sonst arbeite ich an Platon, von dem ein Teil schon zum Druck geht. Ich müßte die tragischen Novellen auch gleich vollenden. Denn diese Stimmung kommt – hoffentlich – nie wieder. Ich lache ganz gell auf, wie man als Schriftsteller noch aus seinem Unglück Kapital zieht! Der Papagei schlägt ganz erschrocken mit den Flügeln. Er kennt mich nicht mehr. Ja, mein Bürschchen, ich erkenne mich selber nicht. . .
Zuweilen lege ich die Wange an den Globus. Das kühlt so ab. Wenn die Uhr schlägt, erschrecke ich, weil ich in die Zeit zurückgerufen werde.
Ich möchte noch einmal so selig werden, daß ich mich vor Freude auf den Boden strecke und die Erdkugel mit den Fingerspitzen auf dem Bauche balanciere. Aber man kann wohl im Leben nicht zweimal selig sein. . .

Mitunter schreie ich in der Nacht laut auf. Ich wünsche dann, daß wir nicht getrennt schliefen, so daß sie hörte, was sie mir bereitet hat. Ich glaube, ähnlich muß mein Onkel geschrieen haben, ehe sie ihn in die Anstalt brachten. Ich glaube, daß es mit mir noch ähnlich gehen wird, denn die Ruhe, die ich am Tage habe, ist nur eine unterdrückte Erregung. Sie ist gefährlicher, als der tollste Ausbruch. Sie schlägt sich ins Blut und unterspült die Nerven. . . Aber sollte ich gewalttätig sein? Die Möbel zerschlagen? Meine Porzellane zerschmettern? Meine Inkunabeln verbrennen? Zuweilen belächle ich die Kultur, auf die ich so stolz bin, und lese systematisch über — über den betrogenen Ehemann nach. Ich sehe mir alte Holzschnitte an, auf denen er Hörner hat, und lese Bücher, in denen er vorkommt. Aber es erleichtert mich nicht — was es auch gar nicht soll. Ich weiß auch nicht, warum ich es tue, vielleicht auch weil ich verwandte Gestalten suche, um über mein Unglück nachzudenken. Denn ich weiß nicht mehr, was ich überhaupt denken soll. Anschauungen gehen einem immer verloren, wenn man sie braucht...

Ich nehme mir jetzt oft einen Schlitten und fahre hinaus. Ich nenne dem Kutscher irgend einen Ort, der mir einfällt. Wenn ich zu weit gegriffen habe, komme ich erst spät in der Nacht nach Hause. Die Landschaft ist ganz weiß, und man vergißt in ihrer Schönheit alles. Vor allem aber betäubt einen die frische Luft, so daß man nicht mehr denken kann. Nur die Augen leben mit. Sie sehen die Tiefen und Höhen, die verschneiten Bäume, die eingedeckten Häuser, die belasteten Fuhrwerke, die kaum unterscheidbaren Schienen, die Fuhrknechte mit den weißen Schnurrbärten und den geweißten Mützen. Plötzlich spüre ich dazwischen, daß meine Ohren frieren. Dann denke ich nur, daß sie wieder warm werden möchten. Und sehe, wenn sie warm geworden, wieder hinaus und fliege dann in die Zeitlosigkeit hinein. Mitunter spreche ich dabei vor mich hin, laut, da ich weiß, daß der Schall doch verschlungen wird. Ich sage »Platon!« Aber wer ist das? Oder »Änne«... Aber wer ist das? Und ich fliege immer weiter und komme zum Abend nach Haus und fahre am Morgen wieder davon. Und sage wieder »Platon« und weiß nicht, wer das ist, und sage »Änne« und entsinne mich nicht.., wer... das war... Und der Schnee treibt mir dabei das Wasser in die Augen...

Ich lese auch rührende Bücher zuweilen. Die Hoffnungslosigkeit der Dänen kann so offenbarend und so tröstend wirken. Was kann alle systematische Lehre im Vergleich zu diesen melancholisch müden Schriften sein?
Zuweilen meine ich, daß ich mich ermannen und jemanden fordern müßte. Aber

dann lächle ich über die antiquierten Anschauungen, in die ich falle. Aber es ist auch seltsam: Man verteidigt immer die neuen Anschauungen, und wenn man etwas erfährt, möchte man immer nach den alten handeln.
Aber ich wundere mich, daß ich solche abstrakten Sätze überhaupt noch formen kann. In mir ist alles wüst wie auf einer Trümmerstätte. Vielleicht würde es minder schwer für mich sein, wenn wir uns aussprächen. Aber wir sind anders geartet als jene Eheleute, bei denen der Mann den Treubruch seiner Frau verzeiht und sie dann jahrelang beschimpft und stichelt. Wir verkehren, wenn wir zusammen sind, was bei ihrem Zustand und jenem Vorkommnis nur selten ist, in allen Formen der Gesellschaft; nur daß wir über einen Punkt nicht sprechen und ich das Kind nicht sehe. Wir vermeiden eine Aussprache, bis wir miteinander innerlich fertig sein werden. Ich fühle den Tag nicht mehr fern, an dem sie mir sagen wird, an dem ich ihr sagen werde...
Sie ist auch noch so krank... Wer könnte ihr da etwas sagen? Wie sie gelitten hat und sich gewunden haben muß!

Frau von Rezewinski traf ich heute auf der Ludwigstraße. Sie trug ein tiefrotes Kleid. Sie lächelte mir schon von fern zu. Sie war die erste, die mich beglückwünschte, obwohl es nun schon zwei Monate her ist. Ich bin bisher im Wagen ausgefahren, um nicht beglückwünscht zu werden.
»Wie geht es der Armen?«
»Oh, sehr gut, sie erholt sich!«
»Wissen Sie, diese zarte Person hätte gar kein Kind bekommen dürfen. Sie sind ein sehr böser Mensch, Sie. Merken Sie sich das.«
Frau von Rezewinski hat so eine Art, zu sprechen... Ich sah sie ganz genau an, ob sie lächelte. Unser damaliges Gespräch von der Pinakothek schien mir jetzt fast dafür zu sprechen, daß sie etwas ahnte. Aber sie sagte das alles völlig ernst. So war es wohl nur Einbildung. Es weiß überhaupt kein Mensch davon. Nur einer natürlich...
Es war grimmig kalt, und die Frauen sahen in ihren Pelzen wunderschön aus. Sie sehen alle immer ... wunderschön aus...
Frau von Rezewinski sah auch... wunderschön aus. Sie stand schon auf der anderen Seite vor einem Laden. Aber ich liebe Änne noch viel zu sehr, als daß ich die Frau von Rezewinski irgendwie... also irgendwie... fände...

Das kleine Mädchen, sagte mir der Arzt heute, sei überaus kräftig. Ich bekam einen Schreck und wußte nicht warum.

»Ja, man hat das öfter«, sagte der Doktor, »daß die Kinder viel kräftiger als die Eltern sind. Sie sind ja beide – etwas zart...«
Ich wich aus.
»Aber«, sagte er dann sehr leise, »Ihre Frau Gemahlin muß sich schonen. Immer geht das so nicht ab. Wenn das noch einmal der Fall sein sollte, könnte es immerhin bedenklich sein. Also... Sie verstehen mich...«
Ich wußte hinterher garnicht recht, was ich mit ihm gesprochen hatte. Ich empfinde solche Gespräche oft als erträumt... Ich sitze also im Salon, in dem ich ihn empfangen habe, in einem Empiresessel von grauer Seide und halte den Kopf hinten steif auf der Lehne. Oben an der Decke spielen Amoretten. Daß sie das überstanden hat... Und das Kind so kräftig ist. Ja, diese massive Figur... Vielleicht sind die Schultern doch nicht ausgestopft... Oben an der Decke spielen Amoretten. – Wir werden jetzt miteinander darüber reden müssen. Vielleicht hat sie sich mit ihm nur eingelassen, um eines Kindes zu genesen... Das habe ich mir nun schon so oft gesagt. Aber vielleicht ist es unrichtig und sie will mit ihm zusammenleben. Dann müßte ich... Ja, dann würde ich... Die Amoretten spielen noch immer an der Decke.

Wir saßen auf dem Empiresofa im Salon. Ich glaubte, sie würde reden. Es war schwül zwischen uns beiden, auch war es dunkel.
Sie rückte nahe heran. Dann sagte sie etwas stockend und so leise, daß ich es nicht verstand.
So peinlich es auch war, ich mußte sie fragen, was sie eben...
»Nur einmal«, hauchte sie dann.
Ich verstand nicht sogleich. Dann begriff ich.
»Ich mußte ein Kind haben«, sagte sie dann. In mir schwang sich etwas, was ich schon tot geglaubt, wieder lebendig. Also war es so, wie ich es in meinen besten Augenblicken erhofft hatte.
Ich strich leise über ihr Haar.
Sie kniete vor mir nieder, auf dem Empireteppich mit den roten Rosen. Sie legte ihr Gesicht mir in den Schoß. Weinte sie nicht auch?
Ich strich mit der Hand über ihr Haar, mit beiden Händen. Und über ihre Wangen. Ich hatte seit Monaten sie nicht mehr gefühlt. Ich entsann mich wieder: So waren ihre Wangen, so war ihre Haut...
Ihr Kleid knisterte weich. Ich mußte daran denken, wie es geknistert haben mochte, als –
»Und du hast ihn nicht geliebt?«, mußte ich sie darauf fragen.

Sie hob das weiße Gesicht. Ihre Augen waren ganz groß, vor Staunen: »Geliebt?«
So konnte nur eine ganz reine Seele sprechen. Es war ganz dunkel. Dieses Dunkel war nicht schwer. Es war leicht, wie schwebend... Die Amoretten spielten oben an der Decke.
Ganz leise hörte ich noch, ganz leise aus einem hochgehobenen Gesicht: »Darf ich dich einmal küssen?«
Sie lag dann in meinen Armen. Mein Fuß stieß an die geschweiften Möbel. Meine Hand strich über die graue Seide. Die Seide war so weich... Weiche Seide ist so schön... Es gibt überhaupt so viel Schönes hier im Leben...

Ich habe ihr gar nichts zu vergeben. Sie hat in meinen Augen nichts begangen. Aber es ist, als ob die uns übermachten Dinge stärker als wir selbst sind. Wir sind beide gedrückt, wenn wir uns sprechen und unsere Zärtlichkeiten sind nur spärlich... Es ist so, als ob wir nicht mehr genügend Gewandtheit danach hätten, miteinander zu verkehren. Wir weichen uns aus, ohne es zu wollen. Und das Kind verbirgt sie vor mir, als ob sie es mich nicht sehen lassen dürfte...

Sie will mich nicht über ihrem Kinde vergessen. Es gibt nichts, wozu sie nicht bereit ist, obwohl ihr Körper doch geschwächt sein muß. Sie wird noch schöner durch den frauenhaften Reiz, der jetzt über sie ergossen ist. Wenn ich sie jetzt liebe, ist es eine ganz andere, als der ich mich verlobte. Von der herben stolzen Art, die mich an ihr gefesselt, ist nichts geblieben. Sie hat eine weiche, opfervolle Fraulichkeit, die gern über alles ordnend und gütigend streicht. Wenn sie mit mir in ein Theater geht oder eine Galerie aufsucht, habe ich das Gefühl, daß sie sich nur durch mich und für mich freue. Entweder liegt das in der Mütterlichkeit einer jeden, oder sie glaubt, eine Schuld abbüßen zu müssen. Aber obwohl wir kein Wort über jenen Vorfall mehr miteinander reden, muß sie fühlen, daß sie in meinen Augen nicht zu büßen hat. Sie bedurfte eines Kindes und sie schaffte sich eines, da es von mir nicht zu erlangen war, von einem andern...
Zuweilen lache ich über den Hauptmann und frage mich, ob er wohl weiß, wozu er benutzt worden ist. Fast möchte ich glauben, daß sie ihm gesagt hat, was er für sie sei. Aber dann denke ich wieder, daß sie dann mehr von mir erzählt haben müsse, als sie getan haben kann, und meine, daß sie ihm doch eine brennende Liebe vorgespielt haben werde, um dann, nach einer Hingabe, nicht mehr mit ihm zusammenzutreffen. Es macht mich dieses Liebesspiel dann wieder eifersüchtig, daß

sie danach doch gespielt haben muß. Aber ich frage sie nicht danach, wie sehr mich auch diese Frage quält. Und so gehen wir nebeneinander her, lieben uns und haben eine Welt von fremden Gedanken, die sich zumeist mit dem anderen beschäftigen und vor ihm gerade verheimlicht werden, zwischen uns...

Das Mädchen ist ein blühender Engel mit vollen Formen. Eine kleine gepolsterte Madonna mit sehr viel blondem Haar und sehr großen Augen. Sie gehört der Rubensschen Schule an ⟨um nicht zu sagen: einem unbekannten Meister⟩. Ich sitze öfter an ihrem Wagen und hänge den Empfindungen nach, die ich vor ihr verspüre. Es ist die Liebe, wie man sie für einen kleinen ruhenden Engel empfindet, vielleicht als Onkel für das Kind seiner Schwester. Die persönliche, leibliche Liebe zum Eigensten fehlt. Ich glaube, man kann es so sagen: Ich werde diesen kleinen Rubens, wenn er zur Dame erwachsen, anschwärmen können. Würde man seine eigene Tochter jemals anschwärmen? Ich kann mir jetzt den glaubhaften Fall eines Incestes vorstellen. Ich muß lächeln, was man alles an dem Bettchen eines kleinen Kinds empfinden kann...

Wir gingen zu der Uraufführung eines exzentrischen Stückes. Der Winter ist fast vorbei.
Vor der Residenz sahen wir entfernt einen Militär uns entgegenkommen. Eine massive Figur mit sehr hohen Schultern...
Er ging, ehe er uns erreichte, auf die andere Seite.
»Ich habe dich so lieb«, sagte Änne leise, schmiegte sich an mich an und hatte keinen Blick für die hohen Schultern.
In dem Stück wurde ein Ehemann arg betrogen. Änne bewies mir fortwährend, wie sie mir gehörte. Während der beiden ersten Akte blieb sie immer durch irgend einen Teil ihres Körpers mit mir verbunden.
In der Pause wurde sie von vielen als wieder auferstanden begrüßt. Frau von Rezewinski kam auf sie zu:
»Aber Sie blühen auf, meine Liebe! Wie gut Ihnen das Kind bekommt!«
Änne lächelte fatal. Frau von Rezewinski hat so eine Art zu reden.
Es verlautete gerüchtweise, das Stück sei so exzentrisch, daß der Ehemann auch in dem dritten Akt betrogen und nicht in seine Rechte eingesetzt werde. Alle Frauen waren leidenschaftlich von dieser Aussicht eingenommen, und man witzelte darüber. Änne bestand darauf, daß wir gingen.
Wir gingen still nach Hause und soupierten dann zusammen.

Änne konnte nicht demütig genug sein. Sie war ganz verliebt, bot sich geradezu an. Ich spürte, daß sie gutmachen zu müssen glaubte, daß ein Dichter exzentrisch war.
Zwischen den Kissen noch sagte sie, daß sie auf Frau von Rezewinski im vorigen Jahr so eifersüchtig gewesen. Sie habe nur nichts gezeigt, weil sie damals...
»Nichts davon sprechen,« sagte ich und küßte sie.
»Nein, nicht davon sprechen« sagte sie und küßte sich in mich ein.
Wir finden doch noch einmal wieder ganz zueinander, möchte ich glauben...

Die schönste Liebe der Frauen ist die stumme. Änne treibt jetzt einen stummen Dienst mit mir. Wenn der Hauptmann sie sähe, würde er sie nicht erkennen..
Das Kind sieht nur ihr ähnlich. In einem Photographenkasten der Theatinerstraße ist ein Bild des Hauptmanns ausgestellt. Ich stehe alle Woche einmal davor, präge mir die Züge ein, schließe die Augen, stelle mir dann das Gesicht der Kleinen vor und finde nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit ihm. Neulich bin ich sogar dem Kindermädchen, das den Wagen schob, gefolgt und habe ihn in der Theatinerstraße vor dem Photographenkasten halten lassen, um besser zu vergleichen. Nein, es besteht nicht die entfernteste Ähnlichkeit. Es ist nur Ännes Kind, und ich neige mich der Ansicht zu, daß es auch seine Gesundheit und seine Stärke nur von ihr hat. Heutzutage tut Pflege ja so viel. Man kann als ganz schwaches Kind auf die Welt kommen und ein sehr kräftiger Mensch werden und kann sehr kräftig als Neugeborenes sein und doch bald eingehen. Vielleicht hätte ich nicht so zaghaft sein und mir ein Kind von ihr schenken lassen sollen? Ich überdenke das jetzt sehr oft, nicht nur, wenn ich in der Theatinerstraße vor dem Photographenkasten stehe und ich in den Kinderwagen gucke, für dessen blonden Insassen viele Vorübergehende liebreiche Blicke haben.
Aber ich verschiebe das Problem: Nicht die körperliche Stärke wird abgehandelt. Auch einen schwachen Körper mit einem starken Geist würde ich bedenkenlos erzeugen. Aber wer verschafft mir die Gewähr, daß mein Kind nicht gerade ein starkes Kind mit einem schwachen Geiste wird?
Jetzt ist es außerdem zu spät. Der Arzt hat mich schon gewarnt, die Gefahr noch einmal zu beschwören.

Sie leidet unter jeder Andeutung. Ein Liebhaber, der in einem Theaterstück vorkommt, Vater mit Sohn auf einem Gemälde, jeder Hinweis eines Gastes auf eine Ähnlichkeit zwischen dem Kind und mir — erregt sie. Ich habe dafür immer nur ein

belustigtes Lächeln. Unser Fall liegt doch so anders, daß eine Kränkung völlig fehlt...
Aber zuweilen packt es mich doch und ich laufe in den Abend hinaus. Schließlich ist doch das, was mir und mir allein gehört, entweiht worden. Ich möchte jemandem an die Gurgel gehen und plötzlich weinen. Aber dann teilt sich mein Zorn allmählich wieder. Ich glaube auch, daß ich, wiewohl ich ihr garnichts nachtrage und garnichts nachzutragen habe, sie nicht mehr so liebe, wie ich sie geliebt. Wenn ich in meinem Tagebuch nachschlage, wie ich sie liebte, ehe sie mir gehörte, so kommt mir dieses frühere Gefühl ganz fremd und unverständlich vor. Vielleicht ist diese geschwächte Neigung nur die Folge des längeren Zusammenlebens; vielleicht entfließt sie diesem doch immherhin tragischen Vorgang; vielleicht ist meine Psyche zu dekadent, um ein großes Gefühl dauernd zu bewahren... Aber geschwächt ist die Neigung jedenfalls. An jenem Tage im Oktober, an dem ich dieses spürte, schien mir die Welt plötzlich kalt. Und noch heute, wo ich es — mit einer Scham und unter Beklommenheit — hinschreibe, scheint mir alles um mich herum zerklopft und wie zerschlagen.

Es ist mir damit etwas verloren gegangen, ohne daß ich dafür etwas gewinnen könnte. Wenn ich in einer Loge hinter einer schönen Frau sitze, sehe ich über ihren Nacken gleichgültig hinweg. Auch in einem wiederum tabakbraunen Kostüm reizt mich Frau von Rezewinski nicht. Der Maler mit den lebhaften Gesten läd't mich oft zu sich und ich finde bei ihm zuweilen schöne, etwas extravagante Frauen. Aber keine von ihnen übt auf mich irgend einen Reiz. Ich liebe nicht etwa meine Frau nicht mehr und kann nunmehr eine andere lieben. Sondern ich habe meine Frau geliebt und kann nun überhaupt nicht fürder lieben. Oder liebe ich sie noch und bin so zerstört, weil diese Liebe nicht mehr die sengenden Gluten hat?

Änne gleitet wie in einem Traume neben mir her. Es ist, als wenn sie sich in einem Reiche bewegte, das sie sich selbst aus ihrem Innern erschuf. Zuweilen meine ich, es sei ein Reich, in dem sie sich um etwas härme, zuweilen ein Reich, in dem alles tot sei. Zuweilen aber tritt sie aus ihrem Reiche heraus und wird wieder ein lebendiges Wesen, das lebendige Sinne hat. Sie möchte mich dann auf dem Smyrna niederknieen lassen oder auf das Empiresofa drängen oder sich zu mir auf den Sessel setzen. Sie tut es auch, aber ich merke ihr eine Scheu an, als ob sie irgend einen Gedanken mir verbärge. Ich gebe mich dann diesen Spielen hin und möchte die alte Geneigtheit ungemindert zwischen uns walten sehen. Aber es gibt Dinge, die verschweben...

Ich werde darum nicht unachtsam zu ihr. Ich küsse sie so heiß, wie sie es zu Stunden tut, und wenn ihre Wünsche weiter gehen, füge ich mich ihnen. Aber im Platon gibt es Dinge, die schöner sind, und ich gehörte bisher wirklich nicht zu denen, die die Seltsamkeiten eines Buches höher als die Heimlichkeiten einer Frau schätzen...

Das sprengt mir einfach den Kopf. Ich gehe mit einem dumpfen Druck durch meine Tage... Das ist keine schwüle Nacht, die mich verführt hat. Das sind ganz bewußte Zwecke, die wir verfolgen... Es zersprengt mir den Kopf!!
Sie fühlt, wie sie mich verliert. Sie glaubt auch, eine Schuld auf sich geladen zu haben. Sie glaubt, mich wieder zu gewinnen und ihre Schuld abzutragen, wenn sie – auch von mir ein Kind empfängt. Wir haben Anfangs wie zwei Feinde gekämpft, Stirn an Stirn und Auge an Auge. Ich habe einen Schauder wie vor der Unzucht verspürt. Aber dann hat mich das wolllüstige Verlangen gepackt, auch ein eigenes Kind zu haben und von ihr zu empfangen. Es waren Blutnebel, die mich durchzogen. Alles, was ich hundertmal durchdacht, schob in einem unendlichen Zuge durch mich hin. Aber es dämmerte auch mir als die einzige Erlösung, die es für uns gab. Als ich schon alle Vorwürfe in mir betäubt, schwebte das halbe Wort zu mir heran, das mir der Arzt damals im Salon gesagt. Nein, es war nicht erträumt, sondern von ihm gesprochen worden. Im ersten Augenblick – ihre Arme preßten mich so heiß, in ihren Augen stand eine fremde Glut und um ihre Lippen hing die Angst – hatte ich gedacht, ihr nicht zu sagen, daß der Arzt vor einem zweiten Kindbett mich für sie gewarnt hatte. So berauschte mich der Gedanke, ein Kind von ihr zu erhalten, daß ich alle Bedenken davon jagen wollte, alles, was ein überspanntes Hirn allzu ängstlich erklügelt hatte. Aber im nächsten Momente faßte mich auch schon die Scham. Ich sagte ihr, was mir der Arzt gesagt hatte, und entwand mich ihr mit einem gewaltsamen Riß. Sie entfärbte sich ganz sichtbar. Aber dann wankte sie mir nach, hing sich an mich an, kniete vor mich hin und wimmerte:
»Ich will ein Kind von dir haben!«
Ich wurde erdrückt von dieser aufopfernden Liebe. Wenn ich Himmel zu verheißen hätte, würde ich auf dieses Wort hin einen Himmel ihr versprochen haben. Alles, was ich schon verloren glaubte, schwoll wieder zu mir heran. Ich spürte, daß meine Liebe mich wieder faßte wie in den ersten Tagen, da ich sie sah. Ich konnte sie nur leise küssen und ihr sagen, daß wir das überlegen, überlegen wollten...
Aber am nächsten Tage hatte sie keine Angst mehr um die Lippen und mit einem Lächeln sagte sie, daß ein Arzt garnichts wisse, daß er aus übertriebener Vorsicht

gesprochen, daß sie sich nicht fürchte und bereit sei, bereit ..., worauf sie mich küßte. Seit diesem Augenblick habe ich wieder eine Geliebte, der ich Teppiche sticken möchte, daß sie ihre Füße auf sie setze, und der ich elfenbeinere Figürchen drehen möchte, daß sie sie zertrete. Seit diesem Augenblick habe ich eine Geliebte, die ich stündlich fürchte nach einer Reihe Monden zu verlieren. Und meine Angst, einen Troll zum Kind zu bekommen, verschwindet hinter der Angst, sie um das Kind zu verlieren. Ich überwache sie zu jeder Minute, daß sie aus Unvorsicht nicht die geringste Fahrlässigkeit begehe, aber in den Augenblicken, in denen ich allein bin, und in den Stunden, in denen ich ihren Schlaf behüte, treibt es mich hoch, macht es mich abwechselnd heiß und kalt: komme ich mir wie ein Mörder vor und möchte mich erdrosseln. Ich lebe unter einem einzigen Druck dahin. Ich weiß nicht, wie ich das durch Monate ertragen soll... Wenn es nicht anders werden sollte, wenn es weiter so meine Nerven, weiter mein Blut und meine Stirn so belastet, wird es kommen, daß ich dann, wenn es so weit sein wird, selbst nicht mehr fähig sein werde, alles ruhig zu ertragen...

Sie ist von einer Gelassenheit, die ich nicht ertrage. Sie hat eine so milde Art, nimmt alles so selbstverständlich hin, als ob sie weiß, was kommen muß, daß ich erschauere, wie jemand diese Heldenhaftigkeit besitzen kann. So müssen die Nonnen gewesen sein, die sich zu Tode kasteiten...

Dabei ist sie, so oft ich es will, das Gegenteil von einer Nonne. Es ist, als ob sie mir noch die seligsten Stunden bereiten will, ehe sie dahinscheidet. Ich weiß ganz genau, daß sie dieses für möglich, nein für sicher hält, und ich möchte mir alle Bußen, die überhitzte Priester ersonnen haben, auferlegen, wenn ich das Wort unausgesprochen machen könnte, das ich ihr von dem Arzte nacherzählte...

Zuweilen sitzt sie bei mir, ich halte sie vorsichtig, ihre Lippen sind weiß und sie lächelt mich an. Ich lächle zurück, aber, wenn sie nicht neben mir säße und erschrecken müßte, würde ich in solchen Augenblicken aufweinen, laut, furchtbar und schaurig, wie nur das Weinen von Männern sein kann, die in ihrem Leben nur zweimal weinen, beim Tode ihrer Mutter und dem ihrer Frau...

Der Arzt sagte mir heute, als ich ihm das Geschehnis berichtet, daß er es so ernst nicht gemeint habe. Aber er ist ein Menschenkenner, der sich nach den Fakten einrichtet. Hätte ich nicht von einer feststehenden Tatsache gesprochen, sondern gefragt, ob wir noch ein Kind haben dürften, hätte er es sicherlich verneint. Ich habe mir das wohl gedacht; aber ich habe nicht den Mut besessen, ihn so zu fragen...

Die kleine Thea beginnt jetzt schon, gar lieblich zu lächeln. Sie lächelt zuweilen auf eine melancholische Weise, als wollte sie fragen, warum ich noch ein anderes Kind haben wolle, und ihre Mutter, die sie noch so nötig habe, so unglücklich mache...

Ich habe sie nie so geliebt, wie in diesen Zeiten. Wenn sie unsere Liebe wieder aufbauen wollte, so hat sie es erreicht.
Zuweilen meine ich, daß sie eine Puppe, ein Spielzeug, unmöglich aber die schaffende und tragende Kreatur sei. Ich schließe sie in meine Arme, und wir sprechen die verliebten Worte junger Verliebter, wir sagen uns die schönsten Worte, die die großen Küsser ersannen. Aber mitten, wenn die Worte sich vor verliebter Torheit überschlagen, fahren wir auseinander. Es hat dann nur der Papagei seine Töne etwas anders geschnarrt, aber wir glauben die Gewalt zu spüren, die uns trennen wird. Und wir fassen uns, ängstlich, erneut und fester, und es mag sein, daß einer von uns eine Träne hinunterschluckt. Oder sind es schon beide, die es tun?

Das Schlimmste ist, zuweilen zu denken, daß wir beide ein Werkzeug einer wahnsinnig nach Produktion lüsternen Natur sind. Die Entstehung dieses neuen Wesens ist psychisch doch wirklich überaus kompliziert, und denken zu müssen, daß die Natur selbst solche unglaublichen psychischen Labyrinthsgänge nicht scheut, um ein neues Wesen zu erzeugen, kann einen mit Grauen vor ihr überziehen. In solchen Augenblicken fühle ich mich dem Rätsel der Schöpfung zugleich näher und fern...

Wenn man einen Schmerz hat und kann ihn betäuben, einen Gram hat und weiß, in einigen Wochen geht er zu Ende, wenn man sterben muß und weiß, es wird in längstens drei Wochen vorüber sein – so ist alles schließlich zu ertragen. Aber wenn man Monat um Monat warten soll und den Umlauf der Zeit nicht beschleunigen kann, so muß dies das Grauen ins Unerträgliche recken. Sie lächelt zwar immer, daß es ist, als ob ihre Gedanken vollends heiter seien. Aber wenn es in ihr auch nur entfernt so aussieht wie in mir, dann muß dieses dumpfe Grauen während dieser langen Monate sie so niederbrechen, daß sie, selbst wenn sie kräftig wäre – ich kann es nicht hinschreiben. Ich schlage mich vor die Brust, und es fehlt nicht viel, daß ich moralisch Bankerott mache und in die Kirche gehe, um zu beten..

Ich bin wohl schon etwas abgestumpft. Wenn ich sie ansehe, zwinge ich mich schon, sie mir begraben vorzustellen. Wenn man mit seinen Gedanken rascher als das Schicksal ist, kann es nicht ganz so stark auf einen niederwuchten... Ich bewerfe mich dann hinterher selbst mit Vorwürfen: daß ich mich so planmäßig abstumpfe,

um einem zu großem Schmerze zuvorzukommen, daß ich, statt sie mit der sklavischsten Liebe zu umgeben, mich mit den Gedanken an ihren Hingang abzufinden suche. Aber vielleicht sind diese Vorwürfe ungerecht und solche Gedanken bei überreizten Naturen selbstverständlich... Wenn ich nur wüßte, wie es in ihr steht. Sie hat noch immer, immer die lächelnde Maske...

Wir sind verreist gewesen. Ich weiß es kaum noch. Wir haben den Herbst gehabt. Im Ernst? Wenn es hier nicht stände, wüßte ich es nicht. Ich erlebe nichts mehr wirklich. Alles ist in das Unwirkliche durch jenen Druck, der auf mir lastet, transponiert. Ich muß auf den Schnee sehen, der meine Fenstersimse beschwert und den großen Baum vor dem Fenster ganz erdrückt, um mir zurückzurufen, daß es Winter ist. Ja, es ist Winter. Und es ist nicht mehr lange hin, bis sich mein Schicksal entscheidet. Ich muß gearbeitet haben, daß die Zeit darum verging. Oder es muß in der Zeit selber liegen, daß sie schließlich vergeht. Jedenfalls ist es nun nicht mehr weit, ist es schon nah. Sie fühlt sich ganz wohl... Aber ich — Wenn es sich nicht sehr rasch entscheidet, so...

Nebenan! O Gott, nebenan!!

Sie ist ganz wohl... Es ist ihr nichts geschehen und wird ihr nichts geschehen. Und der kleine Bub, der mich zum Vater gemacht, ist ganz wohl und völlig kräftig. Ich müßte mich, glaube ich, sehr freuen, mich auf dem Teppich wälzen, den Globus auf dem Bauch balancieren... Aber man muß kräftig sein, um sich zu freuen... und ich bin es nicht. Doch ist es ja gleich, ob ich mich freue. Eine Wolke ist vor uns entschwebt, die schon an unsere Häupter rührte. Sind auch Dankgebete für einen modernen Menschen nicht recht sittlich? Ich glaube doch nicht.
Mein Papagei schnarrt so, als ob er wüßte, wie ich mich freuen müßte. Ja, ich habe nur nicht die Kraft dazu. Aber er hat Recht: so müßte man sich freuen... Es ist etwas ganz Überwältigendes...

Ich sitze jetzt ganze Stunden an dem Wagen, in dem mein Söhnlein schläft. Es geht ihm völlig gut. Sein Gesicht ist etwas klein, nur die Augen und die Ohren sind zu groß. Aber es ist bei allen kleinen Kindern so.
Änne ist eitel Seligkeit. Wenn es eine Erlösung auf Erden gibt, so geht sie von einem selbst aus. Änne hat sich selbst erlöst...
Was bin ich doch für ein Bedenklicher gewesen! Zu was habe ich Änne alles ge-

nötigt, weil ich von Bedenken ganz durchsetzt war? Die Gewissenhaften sind immer die Schädlinge. Es ist furchtbar, so etwas allgemein zu sagen. Aber der Wahnsinn meiner einstigen Bedenken zwingt mich, weiß Gott, dazu... Ich bin noch seliger als Änne...

Ich weiß nicht, wie lange es her ist, daß ich in dieses Buch etwas eingetragen habe. Ich weiß nicht, ob ich jene Tatsache noch gebucht, nach der ich überhaupt nichts mehr zu Berichtendes erlebt habe: daß wir einen Kretin zum Sohn haben. Änne ist völlig glücklich, wenn man das und daneben völlig unglücklich sein kann. Sie spielt den ganzen Tag um unsern guten Troll und wird die nächsten zehn Jahre weiter um ihn spielen, falls er diese zehn Jahre noch erleben wird.
Nur ich gehe tot umher und frage mich zu wiederholten Malen, warum man nicht Anklage gegen mich erhebe. Ich weiß nicht, wie das Delikt heißt und ob es überhaupt es gibt. Aber es muß es doch wohl geben.
Ich lebe weiter . . . Oh ja, ich lebe . . . Aber das erleben zu müssen, ist tausend Tode . . .
Wenn ich wüßte, daß mich das Schicksal mißbraucht hat, würde ich nur gegen das Schicksal wüten. Wenn ich aber selbst der Schuldige wäre, müßte ich die Vorwürfe mir allein zu machen haben. Es ist keine andere Frage, als die der Willensbeschränktheit oder Willensfreiheit. Sie erforsche ich jetzt täglich und ein Buch entblüht darüber meinen Händen. Aber ich muß wie ein Irrsinniger darüber lachen, wie man seine Erlebnisse mißbraucht: Zu einem Bande Novellen oder einem Bande System...
Und von nebenher kommen die dumpfen Laute eines Kindes von sechs, das noch nicht sprechen kann...

Es ist seltsam — und ich denke Tag für Tag darüber nach —, warum..., warum ich meine Frau nicht mehr liebe. Wenn eins die glückliche Folge dieser Begebnisse hätte sein müssen, so wäre es die Liebe zu ihr, die sie mit ihrer Liebe unseres Trolleins täglich neu verdient. Aber es muß etwas Seltsames um die Liebe sein. Sie kommt und geht nach Gesetzen, die wir nicht kennen. Was ich heute für sie fühle, ist die unlösliche Verkettung von Treuverbundenen. Aber Treue und Liebe sind so verschieden, daß sie nicht einmal Geschwister zu heißen verdienen...
Und so wenig es einen Menschen auf Erden gibt, vor dem ich mich tiefer erniedrigen möchte: seit ich den Kretin in meinem Sohn erkannt habe, kann ich seine Mutter nicht mehr lieben...

HERBERT ALBERTI: TAG DES BEGLÜCKTEN; VIER KANZONETTEN AUS FLORENZ

MORGEN

Das aus der taubenetzten Sträucher fahlen
Gespinsten blaß sich hebt, das ferne Flimmern
des Morgens, der dem Dunkel kaum entwunden,

hat sich dem leisen unbestimmten Wimmern
in Silberdunst zerstäubter Regenstrahlen
zum Labsal kühler Leere zart verbunden, –

ach! diese leichten Stunden

sind flüchtig, wie die Winde, die den Klüften
vom Licht gelockerten Gewölks entspringen,
und wie der Glanz, der auf gewölbten Schwingen
vergleitet um die Flucht von reinen Lüften

und wie ich ihrer Schönheit Sinn gewinne,
schwebt deine Anmut still durch meine Sinne.

TAG

Oh! sieh! es wachsen sonnig die Gefilde,
ein Meer von Glanz, – und goldene Dunkelheiten
durchglühter Schatten schweben sanft darin,

und droben sieh! in himmlischen Gebreiten
durch aufgetanen Mittags blaue Milde
die großen unentwegten Wolken ziehn, –

die ziehen so dahin,

wie Schiffe, die durch leeren Meeres Schwanken
vom sichern Sinn getragen heimwärts streben,
wie Vögel abendlich zum Horste schweben, –
die ziehen so dahin, wie die Gedanken,

die ganz in sich und nur zu dir gewendet
dir, oh Getreue, meine Sehnsucht sendet.

ABEND

Noch schwanken um der alten Brücke Bogen
die goldnen Flüsse, die des Tags Erblassen
und seine ferne Fährte überschwemmen,

noch schwebt versteinter Enge dunkler Gassen
entflohn ein Nachglanz silbern auf den Wogen
des Stroms und seiner Borde steilen Dämmen,

doch auf der Hügel Kämmen

da wölbt sich schon aus dunkelndem Gedränge
ergrauter Wipfel um die schwarzen Keulen
der sinnenden Cypressen, wie um Säulen,
die Nacht empor und ihres Blaus Gepränge —

oh! wie doch wär ich in den dunklen Stunden
verloren, wär ich nicht mit dir verbunden.

NACHT

Du weißt es wohl: das Licht vor meinen Tagen,
darein die Augen voller Hoffnung schauen
und gut gewillt, es ist von dir entfacht.

Doch auch, wenn rings der Finsternisse Grauen
mit stummer Hand abwürgend alle Fragen
mich in die Abkehr meiner Faulheit jagt,

auch in der dunklen Nacht,

wenn ich Verstockter spotte des Gewinnes,
bist du das Licht, das höher ich begreife,
wie tiefer ich durch Schmach und Sünde schweife,
bist der erhabene Sinn des Widersinnes.

So, der dich selig schuf und meinem Leben
dich doch verband, Er mag auch mir vergeben.

RAINER MARIA RILKE: NONNEN-KLAGE

Herr Jesus – geh, vergleiche
dich irgend einem Mann.
Nun bist du doch der Reiche,
nun hast du Gottes weiche
Herrlichkeiten an.

Die dir erwählt gewesen,
jetzt kostest du sie aus
und kannst mit ihnen lesen
und spielen und Theresen
zeigen dein schönes Haus

Deine Mutter ist eine Dame
im Himmel geworden, und
ihr gekrönter Name
blüht aus unserm Mund

in diesem Wintergarten,
nach dem du zuweilen siehst,
weil du dir große Arten
aus unseren Stimmen ziehst.

Herr Jesus – du hast alle
Frauen, die du nur willst.
Was liegt an meinem Schalle,
ob du ihn nimmst und stillst.

Er verliert sich im Geräusche,
er zerrinnt wie nichts im Raum.
Was du hörst sind andre; täusche
dich nicht: ich reiche kaum

unten aus meinem Herzen
bis in mein Gesicht, das singt.
Ich würde dich gerne schmerzen,
aber mir mißlingt

der Wurf, sooft ich mein Weh
werfe nach deinem Bilde;
es fällt von nahe milde
zurück und kalt wie Schnee.

Wenn ich draußen stünde,
wo ich begonnen war,
so wären die Nächte Sünde
und der Tag Gefahr.

Es hätte mich einer genommen
und wieder gelassen, und
wäre ein zweiter gekommen
und hätte meinen Mund
verbogen mit seinen Küssen,
und dem dritten hätt ich vielleicht
barfuß folgen müssen
und hätte ihn nie erreicht;
und hätte den vierten nur so
aus Müdigkeit eingelassen,
um irgendwas zu fassen,
um zu liegen irgendwo.

Nun da ich bei keinem schlief,
sag: hab ich nichts begangen?
Wo war ich, während wir sangen?
Wen rief ich, wenn ich dich rief?

Mein Leben ging – Herr Jesus.
Sag mir, Herr Jesus, wohin?
Hast du es kommen sehen?
Bin ich in dir drin?
Bin ich in dir, Herr Jesus?

Denk, so kann es vergehn
mit dem täglichen Schalle.
Am Ende leugnen es alle,
keiner hat es gesehn.
War es das meine, Herr Jesus?

War es wirklich das meine,
Herr Jesus, bist du gewiß?
Ist nicht eine wie eine
wenn nicht irgend ein Biß
eine Schramme zurückläßt Herr Jesus?

Kann es nicht sein, daß mein
Leben gar nicht dabei ist?
Daß es wo liegt und entzwei ist,
und der Regen regnet hinein
und steht drin und friert drin, Herr Jesus?

FLIEDER IN DER HAUPTSTADT. NACH DEM ENGLISCHEN DES AMERIKANISCHEN DICHTERS BRIAN HOOKER VON ALFRED WALTER HEYMEL

Inmitten einer Straße Hetz und Hast,
Viel schriller Klingeln Schnarr'n und Widerstreit,
In Schwüle siech und schwer,
Der Schritte Zischen, Dampf und Häßlichkeit
Fand ich Euch, wie Ihr leise spracht
Von Sonne, Hügeln, Horizont und Erde.
Indeß der fahle Hauf nie wagen darf,
Sich lebend auszuruhn, daß er nicht sterbe,
Und roten Auges Euch vorüberschwärmt,
Als wärt Ihr nichts, Ihr Handvoll Gottes Glorie!

Ihr seid viel schöner, als ich wissen kann.
Selbst einer, der Euch liebend lange ansieht,
Faßt nicht der Linie Fluß,
Den Purpurschmelz der einen kleinen Blume.
Nicht zwei seid Ihr einander gleich,
Für sich ist jede wundervoll und neu. –
Ihr armen Blütenkindlein, die ihr starbt,
Eh' noch ein Wind Euch traf, geneigt vor Scham,
Ihr sonder Fehl kaum hätt' ich ohne Euch
Der frohen Schwestern Lieblichkeit erkannt.

Ihr Myriaden kleiner Litaneien!
Doch nicht wie bittere Frömmigkeit, die Magd
Des Glaubens, der verneint,
Gesetzestrugs der Freud von Tugend trennt;
Wie Kinderaugen nach dem Schlaf
Grad aufgetan, des Mädchens stummes Erst=
Gebet im Arm des Liebsten – keine Unruh
Nicht Seelensturm noch Schrei, doch Herzweh tief
Und lieb und von so höchstem Glück,
Daß es nur höchste Reinheit tragen kann.

In Euch ist alles, was die Drossel fühlt:
Im Morgendämmern grüne Schatten, Mittags
Die Ruh auf weitem Feld,
Und Duft und Dunst und wilder Bienen Summen.
Ihr seid die Seele einer Juninacht:
Die allerstillste Lust von Tal und Bühl,
Mondüberstreift, der Scholle warmer Brodem,
Erregter Winde Zittern und Entzücken,
Bis wie ein Ton des Dunkels Weise schrillt —
Geheimnis furchtlos=süßer Leidenschaft.

O dreimal süß! — Ihr seid die Probe aller
Urwahrheit, uns in Träumen gegenwärtig
Doch taub dem Ruf des Tags:
Werk ohn Erschlaffen, tränenlose Liebe
Und Lachen unbefleckt. — Wir rennen
Und messen Staub und schleudern in das Nichts
Noch ungebornen Tages leere Namen;
Doch ihr, von uns verschmäht, hebt ruhig, schön
Die kleinen Herzen auf zur Sonne — Antwort
Von Gott auf alle Weisheit dieser Welt.

KOMMENTARE UND GLOSSEN

DER BUB. Ich habe keine Liebe für Kriege und Raubzüge, wenn man sie ernsthaft betreibt, aber eine gewisse dunkle und heftige Sympathie, wenn sie ganz absurd sind. Als praktische Politik sind alle Einfälle in fremdes Land ein Unsinn, aber als praktizierter Spaß sind sie menschlich und denkbar. Jeder Akt der Wut oder Heftigkeit ist unter dieser einen Bedingung verzeihlich: daß er ganz und gar zwecklos ist. Hat der Angreifer einen Vorteil davon, so ist ihm nicht zu verzeihen. Er ist verurteilt von dem geringsten Schein eines Vorteils oder Nutzens. Ich kann einem Freund den Hut herunterschlagen, aber ich werde den Hut nicht annektieren. So sind die wirklich kriegerischen Franzosen von ihren riesigen Zügen immer wieder zurückgekehrt, Gottfried von Boullion und Napoleon, und haben nichts weiter vollbracht als ein Epos. — Manchmal unterrichtet mich die Zeitung ein bißchen. So fand ich unlängst in einem englischen Blatt was ich folgend hinsetze als ein Beispiel für die Art internationaler Verletzungen und Gewalttaten, denen meine Sympathie gehört. Es hat auch etwas anziehendes, mit welcher strengen Einfachheit die Sache vorgebracht ist. Ich las: »Genf 31. Oktober. Der englische Institutsschüler Allen, der am Lausanner Bahnhof verhaftet wurde, weil er die Statue des Generals Jomini in Payerne rot angestrichen hatte, wurde gestern freigelassen, nachdem er die Strafe von 300 Franken bezahlte. Allen wird seine Studien in Deutschland fortsetzen. Die Bevölkerung von Payerne ist entrüstet und verlangte für Allen eine Gefängnisstrafe.« — Wenn auch die Ethik und die soziale Notwendigkeit eine entgegengesetzte Stellungnahme verlangen, so muß ich doch offen bekennen, daß mein erstes Gefühl, als ich dies las, das eines tiefen und elementaren Vergnügens war. Es ist etwas so prächtiges und einfaches, einen ganzen steinernen General rot anzumalen. Ich kann natürlich die Entrüstung der Bevölkerung von Payerne verstehen. Da sind sie in der Dämmerung durch die Straßen dieser schönen Stadt ⟨oder ist es ein Kanton?⟩ heimgegangen und freuten sich, wie sich die graue Gestalt ihres Helden und Stadtbeschützers so schön gegen das Silberende des Sonnenuntergangs abhob. Es muß gewiß ein Schock gewesen sein, am hellen Morgen an die Tür zu treten und einen großen Zinnobergeneral in die Sonne starren zu sehen. Ich nehme es ihnen nicht übel, daß sie den Jungen ins Gefängnis haben wollten, was ihm ja auch nicht viel getan hätte. Aber ich meine doch, diese immense Tat hat etwas Menschliches und Entschuldbares. Und wenn ich dieses mein Gefühl auf seinen Grund untersuche, so finde ich ihn nicht in dem Umstand, daß die Sache frech oder erfolgreich war, sondern darin, daß sie vollkommen zweck- und nutzlos war, auch für den Jungen. Der Kriegszug ist Selbstzweck, und der kleine Herr Allen hat nichts anderes und sonst vollbracht als ein Epos ... Im Zusammenhang mit einem so müssigen Gegenstand wie diesem ist

noch etwas zu sagen. Die Moral dieses Gegenstandes ist nämlich genau wie die Moral von irgendwas sonst; es verbindet sie ein gegenseitiger Kontrakt. Nun hat die moderne Welt ⟨oder zum mindesten die moderne Presse⟩ einen beständigen und aufreibenden Schrecken vor schlichten Moralen. Man sucht es immer zu vermeiden, etwas aus bloß moralischen Gründen zu verurteilen. Wenn ich morgen im Englischen Garten meine Großmutter totschlage, so können Sie sicher sein, daß man alles mögliche darüber sagen wird außer die simple und unbestreitbare Tatsache, daß es unrecht war. Die einen werden die Tat verrückt nennen, d. h. den Täter nicht im Vollbesitze seiner Intelligenz erklären. Was nicht notwendig wahr sein muß. Denn man kann die Tat nicht unintelligent oder irrsinnig nennen, außer man hat meine Großmutter gekannt. Andere werden es gemein nennen oder ekelhaft oder empörend, d. h. sie werden mir Mangel an guten Manieren vorwerfen. Vielleicht zeigt die Tat einen solchen Mangel; aber das ist doch kaum ihre ernsthafteste Unzukömmlichkeit. Andere wieder werden von dem abscheuerregenden Anblick und der verletzenden Szene erzählen, d. h. sie werden die Tat ästhetischen Mangels zeihen. Auch das hängt von den Umständen ab: um sicher zu sein, daß die alte Dame unter dem Totschlag ästhetisch gelitten hat, ist es für den philosophischen Kritiker nötig, zu wissen, wie häßlich sie zuvor war. Eine andere Gruppe Denker wird erklären, daß die Tat des Nutzwertes ermangele und es eine ganz unökonomische Verschwendung einer guten Großmutter sei. Aber das hängt ganz vom Wert ab und der ist individuell. Das einzig wirklich sagenswerte ist, daß die Tat böse war, denn die Großmutter hatte ein Recht darauf, nicht totgeschlagen zu werden. Aber vor einer solchen auffallend moralischen Erklärung hat man heute eine ständige Scheu. Alles wird man die Tat nennen, verrückt, bestialisch, gemein, idiotisch, nur nicht sündhaft. Ein Beispiel ist der Junge und die Statue. Wird ein solcher Streich ausgeführt, so werden ihn die Zeitungen, die dagegen sind, immer als »einen sinnlosen Scherz« beschreiben. Was heißt das? Jeder Scherz ist ein sinnloser Scherz. Ein Scherz ist seiner Natur nach ein Protest gegen Sinn. Es ist unnütz, einen Unsinn anzugreifen, weil er erfolgreich unsinnig ist. Gewiß ist es unsinnig, einen berühmten General rot anzustreichen. Aber die Antwort auf diese Malerei ist nicht, zu sagen, daß sie unsinnig sei, sondern daß es unrecht sei, anderer Leute Denkmale zu bemalen. Wenn die heutige Welt nicht darauf bestehen will, einige deutliche und definitive moralische Gesetze zu haben, fähig der Gegenanziehung von Kunst und Humor zu widerstehen, so wird die moderne Welt sich eben jedermann als Beute ausliefern, der etwas Schlechtes und Böses auf eine hübsche Art ausführt. Jedem Mörder, der unterhaltend mordet, wird zu morden erlaubt sein. Jeder Einbrecher, der mit Humor einbricht, darf einbrechen so viel er mag. Warum in aller Welt nennen die Zeitungen, wenn sie ein Dynamitattentat

oder sonst ein politisches Verbrechen beschreiben, dies ein »feiges Verbrechen«? Es ist doch klar, daß von Feigheit da keine Rede sein kann. Es ist so feige wie der Gang der ersten Christen zu den Löwen. Der Mann der Bombe exponiert sich zweitausend Menschen, die ihn in Stücke reißen können. Feig ist diese Tat nicht, aber sie ist unrecht. Und der sie ausführt ist sehr abscheulich und sehr tapfer. — Wir haben eine negative Revolution, aber keine positive. Die positive Aristokratie lebt zu Ende und vergeht und keine positive Demokratie nimmt ihre Stelle ein. Die vornehme Klasse ist weniger vornehm geworden ohne aufzuhören, eine Klasse zu bleiben; der Edelmann, der Schnapsbrenner wird, behält alle seine Privelegien, aber verliert einige seiner Traditionen. Wenn eine Klasse eine Moralität hat, so folgt daraus nicht, daß es eine ihr adäquate Moralität ist. Die Ethik der Mittelklasse ist für bestimmte Zwecke inadäquat, ebenso wie die der oberen Klassen, ebenso wie die Ethik der Schule. Behauptet wird, die Schule erziehe und lehre, die Wahrheit zu sagen. Aber was gelehrt wird ist etwas ganz anderes, nämlich das Gebot, nicht zu lügen. Unsere Zivilisation ist so von diesem Irrtum durchseucht, daß wir kaum an die Verschiedenheit dieser zwei Gebote denken. Wenn wir einem Kinde sagen »Du mußt die Wahrheit sprechen«, so meinen wir damit bloß, daß es von wörtlichen Ungenauigkeiten absehen soll. Aber was wir nie lehren ist die allgemeine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, d. h. wovon wir immer reden ein vollkommenes Bild zu geben, nichts zu unterdrücken, nichts zu färben, nichts auszuwählen, nichts bloß nachzuerzählen, nicht uninteressiert scheinen zu wollen, wenn wir begierig, nicht generös, wenn wir voll Neid sind. Was gelehrt werden soll, ist, daß es eine volle Wahrheit in den Dingen gibt, und daß sie zu wissen und zu sagen glücklich macht. Alle unsere Parteipolitik ist auf dem Prinzip begründet, daß es nicht nötig ist, die Wahrheit zu sagen. Ist auf dem Prinzip begründet, daß die halbe Wahrheit besser sei als keine Politik. Verwandelt eine Unmenge Menschen, die unparteiisch sein wollen, in unvernünftige Parteigänger. Lehrt die einen, Lügen zu sagen, und lehrt alle, Lügen zu glauben. Ich weiß: Raufen und Parteisinn hat seine Reize und Tugenden. Wollte bloß sagen, daß es eine bare Unmöglichkeit für eine Nation wäre, daran zu glauben, man sage die Wahrheit. G. K. C.

DER SNOBB. Wir haben keine Wahrheit mehr, die alten Notdürfte und Verpflichtungen des Instinkts sind abgeblaßt. Die Wünsche hängen hohl und weitfaltig um gemagerte Dinge. Man lernte die Gebundenheit zugleich als Wille verstehen, und da man alles wollen konnte, verloren wir die Werte. — Die allzugroße Freiheit hat uns verarmt, Phantasie gestattet, alles ohne tatsächliche Realität zu genießen. Die Welt vergeistigte sich solchermaßen in den Gewändern der sie un=

ablässig schmückenden Gedanken und Künste, daß wir in der sich mehrenden Künstlichkeit des Lebens den Wahnsinn begingen, über Hülle und Schleier hinaus zu staunen, ein Rätsel schufen von beglückender Unlösbarkeit und glaubten, wir könnten mehr auffangen in den Schalen unserer Worte, als uns selbst. Wir haben unsere Seele so oft gespiegelt, worin? in uns selbst, daß wir die sich zu reihen gebärenden Reflexe zu Tatsachen, zu Dingen erstarren ließen. In der Beklommenheit vor der Armut unserer ein=atmigen lange=weilenden Symbole, die ebenso phantastisch als gesetzmäßig sind, retteten wir uns vor ihr zu dem Ding.
Ding und Wort sind nur verschiedene Bezeichnungen eines elementaren Erlebnisses. Unsere Sehnsucht nach Notwendigkeit und Freiheit beweist nichts als eben unsere Sehnsucht.
O entsetzliche Langeweile des Kreises, der alle Verschiedenheiten tötet, alles Gleiche als unenendlich Verschiedenes bezeichnen läßt. Langeweile, die uns zur zerreißenden Differenzierung führt, entsetzliche Einsicht, daß alles nur Perspektive ist.
Ein Gesetz, ein sichtbares ist zu konstruieren, das uns trennt, das uns Glaube gibt, trotzdem es unsere Konstruktion ist. Unsere Konstruktion; denn das Gesetz der ursächlichen Folgen über uns hinauszudehnen, ist sinnlos.
Der Snobbismus, in welcher Gestalt er auch auftreten mag, ist aus solchen erwachsen. Sind diese geschriebenen Worte nicht ein Beweis solch seelischer Verzerrung, wo alles von einem Punkte gesehen wird, wo der Reichtum zur Armut des einstelligen Schauens zwingt, wo die Masse der Erinnerung jagt und quält zum Originellen. Einen glaubhaften Ernst, daß wir sprechen.
Wir sind wie alle, schrieen sie in Ekel und Angst, wir wollen sichtbar sein, und sie wurden einsam. Demonstrative Zurückgezogenheit, demonstrativ, denn ein Wille spricht darin. Der Mensch, der hier zerschnitten und belebt wird, ist ganz und gar Wille, er schätzt nur Gewolltes und wird darum die Groteske des ihn täuschenden Willens. Er mag zuletzt im Wollen müssen, etwas Sklavisches ersehen, dem er sich durch Verneinung zu entziehen versucht, als wäre dies nicht der Superlativ von Wunsch und Absicht. Aber die Verneinung wird gesucht als intensivste Wahl, als Bejahung einer höchstvereinzelten Seltenheit.
Hier tritt eine Frage der Wertsetzung auf, nach einer ärmlichen, das ist stilvollen. Der Snobb hat alles erkannt und wäre es auch nur ein müdes Verwerfen, ein Ablehnen des täglich gegebenen aus der Schwachheit, das ist köstlichen Borniertheit, einer Natur heraus, die verzichtet, das Schlichte mit der Form eines eigentümlichen Wertes zu begaben. Erkennen ist identisch mit Überwinden; denn in unserem Menschen liegt die selbstverständliche Verneinung von Anfang eingegraben.
Dem Snobb ist die Qualifizierung keine Frage der Form, sondern einer eigentüm=

lich praktischen Ästhetik, doch wiederum kein Entscheid des geeinzelten Zufalls, der jede Form vernichtet.
Der Wert liegt im Ding. Denn Wertung darf keine Kraftleistung sein, sondern der Schatten eines passiven Genusses. Die Dinge müssen entgegenkommen, so leise, daß sie immer da sind, wie Frauen.
Der Wert ist dem Snobb etwas Moralisches, und zwar aus entferntem ästhetischem Zuschauen gewinnt er seine moralischen Werte.
Eine betrachtende Güte, die alles fernhält, nur Konventionen mit dem Anderen identifiziert, nicht sich.
Denn er ist immer in sich, furchtsam, am furchtsamsten vor dem Urteil. Er sieht sich fast immer zu, aus Geschmack, aber er wird sich nicht beurteilen, aus unproduktiver Verletzlichkeit, sondern schmerzlos in sensibler Borniertheit verwerfen; sein überreiztes Individualwollen beschließt er in dem Wort »Anderssein«. Der Snobb ist nicht aus essentieller Nötigung so oder so; aus dem Rhythmus eines Worts, aus der abgerissenen Vibration sich gegenseitig flüchtender Klänge. Er haßt den diatonischen Dreiklang, das Entdecken des Ursprungs. Der Beginn muß ihm das am meisten Bezweifelte sein. Der Anfang bedeutet für ihn nicht symbolische Bestimmtheit, sondern tatsächliche Ungewißheit, die eine Brücke zu jedem Bedenken und Zweifel ist: ein Turnseil zur Willkür eines Geschmacks. Der Sinn dieser Reizfähigkeit, die nur als private Seltenheit geschätzt werden kann, liegt in der Entferntheit vom Natürlichen – in der reservierten Willkür, die als Willkür dem Zweifel weite Flächen zweilichtiger Beleuchtung und Andunkelns bietet.
Er indentifiziert geistige Formen mit Inhalten des Seins, ihm ist das Ideelle zum Primären geworden; denn es ist die letzte Spiegelung, die punktuellste. Er glaubt vielleicht auf Augenblicke dem Geist als nichts Sichtbarem, als Letztem. Der Geist ist eine individuelle Tatsache für ihn. Keine allgemein begriffliche. Nur Endstilisierung eines persönlichen Erlebnisses. Er sieht alles zunächst als Objekt feinhändiger Wahl, relativ, sehr relativ, aber gerade darum klammert er sich an ein Absolutes um so fester, dem er nicht symbolischen Wert beilegt, dessen Gebrauch eine Überrumpelung einen Glauben trotz allem in sich trägt. Er schätzt nach dem Genuß, wo alles Entscheid eines Geschmacks ist, und vielleicht ist Genuß das Passive, Unproduktive. Er ist an langer Wahl ermüdet und verfällt um so hülfloser dem Letzten, dem Geschmack. Er verfällt sich und ist im Kreis seiner losgerissenen Individualität umgetrieben, seine Furcht vor der Identität, sein Haß auf Objektives, deren gemeinsamer Ausdruck Gleichgültigkeit ist, verarmen ihn, seine Armut ist Styl, er ein Punkt, ein Gewähltes, ein immer sich zentrierender Kreis, undifferenziert, weil er anders sein will und immer überwindet. Er ist immer einstellige Zahl, aber anders geschrieben. Differenzierung als Vorstellung bedingt

Erinnerung, die den Unsern schon beschmutzt, er ist, entwickelt sich nicht; denn er genießt das Dasein, das so leise kam, wie auserlesene Frauen. Er schätzt nur den Genuß eines Moments, die Einzigkeit, der er glaubt.
Kann diese Einzigkeit wahr sein? — etwas Moralisches?
Sie muß so selten sein, daß sie wunderbar ist, ihre Tatsächlichkeit so momentan, daß Sein und Nichtsein eins werden. Das Auffangen, der Zweifel, der übrig bleibt, das Theater des Moments würdig zu sein, der traurige Rest in einer aschigen Geste erstarrend, einzige Konsequenz, ein mehr und mehr verzweifelnder Geschmack.
Der Snobb haßt das Symbol und die Einheitskette, die jenes weitziehend schlingt. Er ist nur Variation und Zuschauer derselben, ihr Stilzusammenhang ist die Angst auf Sich zu geraten, er ist so unsymbolisch, so untreu, wie das blinde Auge eines Spiegels, der wie er nur durch die Güte der Dinge lebt.
Der Snobb flüchtet immer vom Gesetz zum Neuem. Gesetze wären für ihn mehr als Pflichten, eine Sache des Geschmacks, des Vereinzelns, das Gesetz müßte ihm restlos in der Originalität seines Erlebnisses aufgehen. Das Gesetz müßte aufgelöst werden in ein neues Erlebnis, so daß nichts von überindividueller Norm und Form übrig bliebe. Das Gesetz dürfte nichts mehr sein, als Beweis der Existenz eines originellen Individuums, die kontinuierliche Logik eines Kodex müßte untertauchen in die abrupte Erscheinung eines Snobbs, müßte ein Paradox werden und nicht nur in Hinsicht auf seinen Erfüller, eine Willkür, absolute Geschmacksache.
Das Gesetz müßte relativ sein, seine Realisierung im Einzelnen normativ, nur Theater eines Willens. Denn die Reize eines angespannten Seins werden gekostet, der Snobb ist immer dazwischen, aber durchaus nicht nur intellektual. Er besitzt eine feine Borniertheit des Gefühls.
Und wenn er je lebte, in seiner Hast nach Außerordentlichkeit, die gemessen am Abrupten seines Charakters zuletzt in graues Mitleuchten endet; er besitzt kein anderes Maß des Lebens, als den innen gefühlten Tod. Das Licht sehen ist nichts anderes als die Proportion der Reize gemessen an seelischer Blindheit Das Leben ist eine Relation zum Sterben.
Unserer ist tot; denn Stil tötet in seiner arroganten Ausschließlichkeit. Der Zauber und Reiz des Stils ruht in seiner Konstanz. Er duldet höchstens eine neue Gruppierung und Beleuchtung, aber grundprinzipiell und innerlich ist er durch den Glauben an die Beständigkeit und das Unveränderliche bestimmt. Ein Glauben, in dem jede Tatsache, das ist kritisches Bewußtsein, aufgezehrt wird.
Der Reiz des Unsern, das ist die Möglichkeit einer Selbstinterpretation nach entgegengesetzter Richtung, liegt in der überwiegenden Verneinung zu Gunsten einer stärksten Bejahung, in der sich ästetisches und Lebendigkeit mischen, zum wenigsten tangieren.

Das Erstorbene des Snobbs liegt von vornherein darin, daß er eine phantastische Forderung, deren Eigentümliches in ihrer Isoliertheit ruht, in eine Krawatte umsetzt, vielleicht um die Innerlichkeit einer artistischen Forderung zu bespötteln oder aus Schwerfälligkeit. Das primär Zweideutige ist das andauernde Ineinanderschachteln von Kunst und Tatsache. Er hat keine Zeit, keine zähe Weite, eine innerliche Forderung unsehbar zu erledigen, sie ist nur Grund zur Sichtbarmachung einer ähnlichen andern. Die künstlerische Forderung ist moralisch, ja sozial. Sein Denken ist ein kunstgewerbliches mit zweideutigen Zwecken. Vielleicht um der Eintönigkeit des Gereiztwerdens willen, die in Vielfarbigkeit der Wirkung verwandelt werden soll, oder vielleicht ist der Einklang des Stils eine euphemistische Flucht vor den vieltönenden Stimmen, die kaum unterschieden werden können.
Diese Lebensbetrachtung, welche alles aus dem Gegensatz sich entwickeln läßt und in diesen hinein, nimmt den Werten, wie wir sie von einer wohltätigen gutmachenden Gewohnheit empfangen, ihren Charakter als Wert, indem zu jedem der Gegenwert dargeboten wird. Alle lebendigen Forderungen müssen, um hinreichend begründet zu sein, einer stilvollen Überzeugung Dekoratives entleihen.
Es ist überhaupt meinem Lieben eigentümlich, Elementares als Schmuck und Letztes zu benutzen, um in sich zu bleiben und nicht einen durchfurchenden verallgemeinernden Prinzip zu verfallen. Da er von keinem Prinzip überfallen wird, saugen ihn die Dinge ein.
Und gäbe es ein geringeres Element als die Liebe? sie wird in ihrer ganzen Formen- und Willensfeindlichkeit als wirkungsvollste Dekoration in den Rahmen einer ästhetisierenden Absicht eingespannt. Wenn die Bewußtlosigkeit des Einswerdens sonst einen Zweck der Liebe ausmacht, so ist es hier nur ein qualvolles leeres Mittel, sich die Askese des geschlechtlichen Verkehrs anzugewöhnen. Der zweite Mensch muß sich auflösen zur zierenden Floskel, sichtbarer Körper eines Stilgedankens werden, vielleicht den Stil fast restlos repräsentieren, woraus sich eine eigentümliche Idealisierung des persönlichen zum Symbol eines absoluten Allgemeinen ergibt.
Die Liebe ist vor allem eine verantwortungsvolle Anstrengung; denn der Gegenstand der Empfindung soll aufs Erste in dem überlegenen Stilgefühl zerschmelzen, das sich allein an einem zweiten Menschen demonstrieren will, und an ihm nur seinen Stil genießt. Jeder ist irrational genug, sich gegen die Vollkommenheit einer theoretischen Form zu wehren, besonders wenn dies nichts ist als ein verblüfftes, das ist individualisiertes Gesetz.
Aber vielleicht gab der Snobb sich den Andern nur als Reiz, denn wir sind enharmonische Verwechselungen.

KARL EINSTEIN.

MEYERS KONVERSATIONSLEXIKON. — 20000 doppeltgespaltene enggedruckte Seiten enthalten in brevi alles, was die Menschen bis auf heute von den Dingen wissen oder zu wissen glaubten und glauben: das Denken und Geschehen der Welt ist in zwanzig mächtigen Bänden zu lesen. Die Bücher machen stolz und bescheiden, erwecken Grauen und Freude, Bewunderung und Ironie, jenachdem. Alles Wissen in einem Portatif zu haben, diese Sache ist permanent seit Beyle's erstem Versuch in einer Zeit, die sich auf den Verstand viel einbildete und der alles zu wissen gleichbedeutend war mit alles begreifen; die mit dem Wissen gegen das Glauben auszog, mit Folianten gegen den kleinen Katechismus. Die Zahl der Folianten wuchs seit Beyle und Diderot beträchtlich, und immer noch ragt aus dem Bücherberg, der sich darüber gewälzt hat, das kleine alte Büchel unversehrt. Dies ist die Ironie: daß alle menschlichen Wahrheiten nichts vermögen gegen die göttliche Wahrheit, als welche alle menschlichen Wahrheiten einschließt, die nur in Täuschung der göttlichen entgegensetzbar sind und sich untereinander aufheben. Oder für ein Kleines bestehen, um für ein Kleines wieder zu vergehen. Und das ist das Grauen vor diesen zwanzig Bänden: eine Wahlstatt ohne Sieger, aber voller Leichen — es ist wie eine Landschaft ohne Himmel, wenn sich das vorstellen ließe. Dann aber doch wieder dies: das Heldentum des Gedankens; diese Anstrengung des Menschen, ordnend die Welt zu denken; dieser immer wieder erneute Ansturm auf die unzwingbare Feste; diese inbrünstige Hingabe an den erbarmungslosen Feind; dieses im Letzten so ganz Zwecklose, daß ein kleiner unmittelbarer Zweck vorgetäuscht werden muß, um nicht für einen Narren zu stehen. So lernt man aus diesen zwanzig Bänden Bewunderung des Menschen, daß er den Mut zu seinem Wahnsinn nicht verliert, und dies, weil er ihn glücklich macht und nicht verzweifelt, wie man vor diesen 20000 Doppelseiten meinen sollte. Doch meinen sollte, daß er davor die Hände in den Schoß legt und sich verabschiedend frägt: wozu sie rühren? Doch hülflos werden sollte, wenn er auf des 12. Bandes 615. Seite unter den Klassikern der Weltliteratur die Porträts von Björnson, Echegaray und Jokai neben Dante, Shakespeare und Goethe und anderswo Wundt neben Kant als berühmteste Philosophen findet. Mensch, du lieber Tor, möchte man sagen, mit der Hand über die Rücken dieser zwanzig Bände hinstreichelnd, die ein Monument seiner genialen Blödheit sind. Ist es aber erst einmal aufs Dreifache seines jetzigen Umfanges gewachsen, da wird man sich seines barocken Unnutzes schämen. Wird so viel wissen, daß man schon nichts mehr weiß. Und als Reisegepäck durchs Leben werden die 60 Bände dann auch dem aufs Wissen versessensten Irrsinnigen recht beschwerlich werden, und er wird es machen wie die ganz Unwissenden, die den Kleinen Katechismus in die Tasche stecken und keine Beschwer haben. Und es wird sich herausstellen, daß dieser Kleine Katechismus der kürzeste und beste Auszug aus den 60 Bänden ist. F. B.

JOSÉ MARIA DE HEREDIA. Die erste Lieferung des »Parnasse contemperain«, einer Sammlung neuer Verse, enthält Gedichte von Théophile Gautier, Théodore de Banville und José-Maria de Heredia. Es war am Samstag den 3. März 1866, ein interessantes Datum für die Geschichte der französischen Poesie. Jene drei Namen, denen bald viele andere folgen sollten, repräsentierten die drei Stadien der Verskunst seit Victor Hugo und auch drei Dichtergenerationen. Gautier war 1811 geboren, Banville 1823, Heredia 1842. — Von den fünf Sonetten, die den Namen eines neuen erst vierundzwanzigjährigen Dichters bekannt machten, wurden drei in die »Trophäen« aufgenommen, das eine fast ohne Änderung, die zwei anderen umgearbeitet und, man möchte fast sagen, verdorben, wenn Heredia je durch Feilen ein Gedicht hätte verderben können. Die Korrekturen zeigen aber, daß der Dichter damals viel weniger den strengen Regeln des Parnasses unterworfen war als später; doch besaß er schon jene materielle Vollkommenheit, das merklichste Zeichen seiner klangvollen Begabung. Die zwei vernachlässigten Sonette enthalten politische Anspielungen, eines geht auf die kaiserliche Tyrannei in Frankreich, das andere auf die österreichische Tyrannei in Italien. Als Heredia ein ganz echter Parnassien wurde, ein Gefühlloser, schämte er sich dieser leisen Regungen der Empfindsamkeit. Es ist weniger verständlich, warum er den schönen Vers abgeändert hat, der in der ersten Lesart der »Muschel« lautete:

En toi pleure à jamais la voix sombre des mers,

und weshalb er ihm dafür diese banale Form gab:

En toi gémit toujours la grande voix des mers.

Die Korrekturen sind Fallstricke, in denen sich die Liebhaber der Form verwickeln: sie bilden sich ein, die Schönheit eines Gedichts werde durch ein paar veränderte Worte schöner. Das ist manchmal der Fall, öfter aber nicht. Voltaire mißachtete einen der wenigen sehr guten Verse, die er fand: er steht in den Varianten der »Alzire«. Man sollte sich auch sagen, was geschehen ist, ist geschehen. Besser als unaufhörlich durch die Hand gehen zu lassen, ist es, Hand an ein neues Werk zu legen. Die Maler nennen Korrekturen repentirs — in der Kunst ist es nicht immer gut, zu bereuen, und immer besser, zu vergessen. Ich denke mir, daß man in einer neuen kritischen Ausgabe der »Trophäen«, in der die ersten und die letzten Fassungen dieser unerbittlich schönen Sonette nebeneinander stehen, die gelungenen Änderungen ebenso bedauern wird wie die ungeschickten. Verlaine hat uns gelehrt, eine gewisse Linkischkeit und besonders eine gewisse Unfertigkeit zu lieben. Aber dafür bedurfte es nicht Verlaines: die Erzeugnisse der Natur sind da, um uns zu zeigen, daß Schönheit immer einen besonderen Charakter hat. Die Schönheit ist ein Übermaß. Man verwechsle sie nicht mit der Vollkommenheit, die Durchschnitt ist. Nur aus Unterwürfigkeit heucheln wir Bewunderung für die nichts-

sagenden Köpfe gewisser griechischer Bildwerke, sie sind in ihrer Vollkommenheit so trübsinnig wie die byzantinischen Figuren in ihrem Archaïsmus: eigentlich nur in Marmor gelöste geometrische Aufgaben. Unter den Geistern, die nur etwas von Schulpedanterie frei sind, gibt es keinen, der ihnen nicht die Köpfe von Donatello und alle jene lebenden und wahren Gesichter vorzöge, welche die Bildhauer vor dem Aberglauben Renaissance geschaffen haben. Die Nymphen von Jean Goujon, die zu lange Beine haben, — das ist Schönheit in der Unvollkommenheit. Macht sie kürzer diese Beine, und die Schönheit ist ein akademisches Modell geworden, was doch etwas sehr anderes ist.
Die Parnassiens schmeichelten sich, unter ihren Händen habe der französische Vers große Fortschritte gemacht, aber sie glaubten auch, daß ihm noch viele Vorzüge fehlten. »Wir, sagte Catulle Mendès in seiner »Legende du Parnasse contemperain«, die wir endgültig die Elegischen und die Entblößten besiegt haben, die Feinde des Rhythmus und der Sprache, die trottelhaften Weiner und lachenden Zyniker, die degenerierten Kinder des großen Lamartine und des wundervollen Musset, wir, die wir die Notwendigkeit proklamiert und bewiesen haben, nicht allein auf die Inspiration zu zählen, sondern sie durch die Arbeit zu steigern, auch durch Unterwerfung unter heilige Gesetze zu veredeln, uns verdankt man es, daß sich die neuen Dichter ohne Hemmung entwickeln können. Wir haben die Arbeit vorbereitet, sie werden sie vollenden....« Die neuen Dichter sind gekommen, sie haben das Gewebe nicht vollendet, sie haben es wieder aufgetrennt. Und Entsetzen! Aus dem Busen des Parnasses selbst, aus den Reihen der lockigen Verehrer des üppigen Reimes entsprang jener Freche, der den Reim »diesen Schmuck zu einem Groschen« nennen sollte. — Der Parnaß war eine natürliche und notwendige Reaktion gegen die sentimentale Romantik, und sein wirklicher Schöpfer war ein zur Hälfte bekehrter Romantiker, Théophile Gautier selber. Er hatte Théodore de Banville ermutigt, der seit 1842 seine »Cariatiden« gab; er selbst vereinigte bald in einem Bändchen die »Emaux et Camées« (1852); und endlich erschienen 1853 die »Poèmes antiques« von Leconte de l'Isle. Die sentimentale Romantik war tot, der Parnaß sollte entstehen, eine kalte unpersönliche hochmütige Romantik, besonders wenn seine Dichter Leconte de l'Isle und dessen Schüler de Heredia sind. Diese Bewegung befreite uns glücklicherweise von den poetischen Seen mit den harmonischen Fluten, den blassen Mädchen mit dem verhängnisvollen Blick, den weinerlichen Jünglingen, den unechten Lebensmüden von der Art desjenigen, der in der »Nuit d'Octobre« seine so naiven Klagen ausläßt. Man bringt manchmal in der Comédie française diesen unwillkürlichen Dialog, über den der antiquierte Schatten der George Sand schwebt: das ist eine Poesie des Verfalls, ja noch mehr der Altersschwäche, die man nicht ohne Unbehagen anhören kann. Nichts ist

chokierender als diese Tränen, diese öffentlichen Confidencen. Das muß man deklamieren hören, um die Notwendigkeit der Reaktion durch den Parnaß einzusehen: es war eine Äußerung der Scham.
Als Heredia seine ersten Sonette veröffentlichte, war die Reform vollendet. Es handelte sich darum, sie im Publikum bekannt zu machen, das damals besonders widerspenstig schien. Dieser schwierigen Aufgabe nahm sich in voreiliger Geschäftigkeit zuerst Catulle Mendès an. Nachdem er die »Revue fantaisiste« gegründet hatte, erfand er den «Parnasse contemperain«. Der Krieg unterbrach die Anstrengungen der neuen Gruppe, aber sobald man wieder anfing, an die Literatur und die Poesie zu denken, waren fünf oder sechs neue Dichter plötzlich berühmt, wenigstens in ihrem Kreis. Alles das ist nicht so alt, wie man denken könnte, denn nach dem Tode von Heredia blieben von denen, die ersten Ranges waren, noch immer mindestens drei übrig: Mendès selber, Coppée und Léon Dierx.
Nach Verlaine und Mallarmé, welche die besondere Gunst der Symbolisten genossen, ist es unter allen Dierx, vor dem sie sich bewundernd neigten. In der Huldigung, die Mallarmé zuteil wurde, mischte sich viel liebevolle Herzlichkeit, die man nicht findet, wenn es sich um Dierx handelt, der ferner ist, unnahbarer. Auch das Gefühl für Heredia war mehr Respekt als Liebe. Seine Ästhetik, die zugleich streng in der Form und leuchtend in der Farbe war, überraschte mehr als sie entzückte. Die neuen Musen fanden auch, daß diese ältere Schwester etwas zu volltönende Worte brauchte: sie liebten die Nuancen und die diskreten Äußerungen und wurden recht oft ganz verschüchtert.
Ich habe Heredia nicht gekannt. Aber in den »Trophäen« ist uns seine Stimme erhalten, und sie schwingt noch immer in den Blättern nach, in denen sie sich fixiert und metallisiert hat. Mir ist, als sähe ich einen kostbaren Glasschrank, in dem man alle Arten dieser kleinen Bronzeglöckchen geordnet hat, die man früher so gerne behutsam ziselierte, wenn man sie aus der Gußform genommen hatte: sobald man sie berührt, erklingt Musik. Hier stehen auch kleine Elfenbeinfigürchen, ähnlich der Andromeda von Cellini; dort welche aus Silber: ein galoppierender Centaur, eine Ariadne, die sich wollüstig an den Rücken ihres Tigers schmiegt. Da noch ein Flacon aus Kristall mit Goldreif und eine Schale aus purem Golde, Bacchus erntet an der Seite der Vase Trauben, die er auf dem Rand der goldenen Schale zerdrückt; aber es sind Spiele und Figuren: der Wein hat nie dieses allzuschöne Glas gefüllt, und die Schale ist für die Augen geschaffen und nicht für die Lippen.
Der Gedanke der »Légende des siècles« gehört Leconte de l'Isle. Und nicht nur der Gedanke, denn die »Poèmes antiques« und die »Poèmes barbares«, wenn sie auch nicht Victor Hugos Vorbild waren, so dienten sie ihm doch als Führer. In

allen seinen Werken hatte Hugo Anreger; er hat nur seine Sprache geschaffen, aber er erfindet nicht, er nimmt nur auf und arbeitet um: Vigny begeistert ihn zu seinem Theater, Lamartine zu seinen intimen Gedichten, Eugène Sue zu seinen sozialen Romanen, Leconte de l'Isle endlich zum Fragment seiner Epopoe, der »Legende des siècles«. Die »Trophäen« von Heredia, die eine verkürzte Jahrhundertslegende sind, stammen von Leconte de l'Isle, der entschieden mehr als man bisher vermutete, ein nährender Strom war. Die Motive der Sonette sind ungefähr die der antiken und Barbaren-Gedichte, aber Heredia dehnte seine Eroberung bis nach Amerika aus, welches die eine Hälfte seiner Doppelheimat war; Leconte de l'Isle, ebenfalls ein Creole, hatte die Insel Bourbon für die französische Poesie annektiert. Heredia bereicherte sie noch um einige Landschaften der Antillen. Etwas Exotisches, allerdings nur wenig, steckte schon in dem bleichen Léonard und dem schwankenden Parny, die Lamartine liebte: mit Leconte de l'Isle und Heredia aber kam ein neues Licht in unseren französischen Vers, das Licht der schattenlosen Mittage; erst erhellte, dann blendete es. Man sehnte sich nach Wolken; die Veilchen erschienen angenehmer als die Blüten der Magnolien und Kakteen; die Pappeln und das Geisblatt folgten dem schwarzen Mahagoni und den blühenden Lianen. Die Tropen können unserem poetischen Theater nur Zwischenspiele liefern. Es scheint, als habe Griechenland seit lange Vaterlandsrechte dort erworben. Wie Leconte de l'Isle eine aequatoriale Dichtkunst geschaffen hatte, so erfand er auch eine hellenische. Gegen 1846 veröffentlichte man in Paris die Übersetzung eines Mythologischen Wörterbuches von Jacobi: da gab es keinen Jupiter, keine Inno mehr, nicht Vulkan und Prosperina, sondern Zeus Hera Hephaistos und Koré. Man glaubte Griechenland zu entdecken und diese Namen, die wie ebenso viele Edelsteine in die Verse eingefügt waren, blendeten die Dichter. Welchen Mißbrauch Leconte de l'Isle nicht nur in seinen Versen, sondern auch in den Übersetzungen von Homer, Hesiod und Theocrit damit getrieben hat, ist bekannt. Man brauchte ein griechisches Wörterbuch um ein französisches Sonett zu lesen. Leconte de l'Isle war unerbittlich; es wäre ihm gegen seine Ehre gegangen, Cerberus zu sagen; Kerberos hingegen erschien ihm sehr distinguiert. Heredia war maßvoller, er fand sich darein, Herkules nicht zu ignorieren, aber sein Meister ließ nur Herakles zu. Nachdem auch er die Wonne kennen gelernt hatte, Zeus der Kronide zu sagen, war er weise genug es aufzugeben. In seinen Sonetten ist wenig von jener leichten mythologischen Gelehrtheit, welche gewisse Gedichte von Leconte de l'Isle ungenießbar macht. Junge und alte Parnassiens sind dieser Methode treu geblieben und verteidigen sie mit Gründen, die nicht alle verwerflich sind. Sicher ist, daß die Griechen nichts von Jupiter wußten; aber sie kannten Herkules, da dieses Wort nur die lateinische Aussprache von Herakles ist. Das ist

eine Nuance, die Heredia sehr wohl fühlte. Unter seinen Eigenschaften war die des guten Geschmackes.

Soll gesagt werden, daß dieser Mann der gefühllosen und starren Sonette mit einer sehr tiefen Empfindung begabt war und daß er sie verbarg? Das ist nicht meine Sache und ich will hier nur die äußere Seite des Dichters sehen. Sein Talent ist begrenzt, aber sehr sicher. Man hat ihn mit Malherbe verglichen, wohl weil er aus der Normandie stammt; aber wenn Malherbe wenig hervorbrachte, wenn er sehr vorsichtig in der Wahl der Silben war, so besaß er doch nicht wie Heredia die Neigung, sich in kleinen Dichtungen zu kondensieren, die sich sehr gleichen. Der Malherbe des XIX. Jahrhunderts, das war viel eher Leconte de l'Isle, dieser eigensinnige Reformator, der wie Ronsards Feind einen sehr bekannten Namen über Gedichten stehen hat, die trotz ihrer Schönheit nicht bekannt sind. Wären Parallelen noch modern, dann legte man eher Heredia und François Maynard in die Wagschalen. Immer noch eine ungeheure Ehre, denn Maynard, der noch weniger gelesen wird als Malherbe, ich will sagen zum Vergnügen gelesen, ist einer der besten Handwerker des klassischen Verses und seine Ode »La belle Vielle« zählt noch immer zum Schönsten der französischen Dichtkunst:

L'âme pleine d'amour et de mélancolie,
Et couche sur des fleurs et sonsdes orangers,
J'ai montré ma blessure aux deux mers d' Italie
Et fait dire ton nom aux échos étrangers.

Eine ähnliche Bewegung liegt in der Belle Viole von Heredia:

Accoudée au balcon d'où l'on voit le chemin
Qui va des bords de Loire aux rives d' Italie,
Sous un pâle rameau d'olive, son front plie.
La violette en fleurs se fanera demain.

Trotz seiner Absicht, fern zu bleiben, hat sich Heredia doch hier und da hinter dem leuchtenden Purpur- und Goldvorhang sehen lassen. Das sind die glücklichsten Augenblicke seiner Muse. REMY DE GOURMONT.

DICKENS. Von einer neuen deutschen Dickensausgabe, die der Inselverlag ankündigt, wird man daran erinnert, daß das Werk dieses Schriftstellers das letzte europäische Ereignis literarischer Art war. Diese erste viktorianische Zeit hatte Dickens, George Eliot, Bulwer Lytton und Thackeray, aber in den kultivierten englischen Kreisen liest und schätzt man von allen diesen Größen von ehemals nur den subtilen Thackeray, ohne zu leugnen, daß Dickens, wie es ein Kritiker sagte, die solideste Tatsache in der englischen Literatur ist, solider als selbst

Shakespeare. Was ihn dazu machte, dies zu untersuchen, ist deshalb nicht ohne Interesse, weil damit auch zugleich die Frage beantwortet wird, was den dauernden Erfolg entscheidet, den in der breiten Menge natürlich; den Erfolg, daß man die Figuren eines Romanes, etwa Uriah Heap oder Mrs. Weller sprichwörtlich nennt, ohne je den betreffenden Roman gelesen zu haben, wie jedermann etwa von einem Don Quixote oder Schlemihl spricht und meist nicht einmal weiß, daß die Träger dieser Namen imaginierte Personen sind. Aber so leben viele Figuren Dickens weiter, des letzten, der »eine Mythologie schuf«, wie es der englische Verfasser einer Monographie über ihn sagt. Dickens Figuren sind keine Menschen, aber Schöpfungen wie Punch oder der Weihnachtsmann – das heißt: sie haben keine Realität; Dickens hat sie glatt erfunden aus einer recht derben lustigen Zeit heraus, die er in der Jugend mit guter Gesundheit lebte, welches Leben er sich nie mit Lesen oder Philosophieren beschwerte. Nun haben aber erfundene Dinge in der Literatur ein längeres Leben als gesehene, denn sie können nicht eigentlich veralten, Zeitdokument werden, da sie nicht aus der Zeit sind. Da sie nie existierten, existieren sie immer. Wie Feengeschichten. Bei Dickens kommt, den breiten dauernden Erfolg noch weiter erklärend hinzu, daß er gar nicht fein, sondern ganz grob in seiner Handwerkschaft war, gar nicht differenziert sondern überemphatisch, gar nicht geschmackvoll, sondern plump und daß er sich unbekümmert wiederholte. Man liest seine Bücher nicht mehr, denn eine ganze Nation hat sie sozusagen in sich aufgelesen. Und das ist mehr als gelesen werden. Schriftstellerei wird Magie. Die Deutschen von heute, die schon kaum ein Verhältnis zu den Deutschen von 1850 haben, werden es zum Englischen von damals als Literatur und zu dem als Bestandteil englischer heutiger Art kaum haben und erst erstaunt und dann gelangweilt die Bücher weglegen. Denn was zu einer englischen Mythologie wurde ist uns nur eine recht kindliche Literatur von vorvorgestern, mit schwarzen Bösewichten, weißen Unschuldsknaben und harmlosen Sonderlingen. F. B.

KRIEGE – PARTEIEN. – Die Menschen ähneln einander überall unendlich mehr als sie sich unterscheiden. Aber diese Unterschiede machen die Kriege. Der Geschmack der Pfirsich ist nicht der gleiche in Frankreich wie in San Franzisko. Es ist dieselbe Frucht, aber sie hat mehr Parfüm in Frankreich, mehr Fleisch anderswo, mehr Ansehen an einem dritten Ort. Man tötet sich also um eine Frucht? Man führt Krieg um Geschmäcke? – Und weshalb das? Unsere Geschmäcke kommen von weither; mein Vater gab diesen Pfirsichen vor andern den Vorzug; er pflanzte einen Baum. Der Kern ist hier von geringerer Bedeutung als das Fleisch; und das Fleisch von geringerer als das Aroma. Unser Geist hält sich an die Kerne; aber wir sind Fleisch und leben von Fleisch. Es stellt sich heraus, daß das Fleisch

seine Gewohnheiten hat und daß es heikler sein kann als der Geist. Das Kleid, die Farbe, der Duft, der Accent, das sind die Unterschiede und, wenn man will, sogar die unverträglichen Widersprüche. Aber was bedeutet schließlich die Varietät der diversesten Trachten, wenn man auf die Skelette sieht? Man muß auf das Skelett sehen. — Man reist um die Kostüme zu sehen. Um zu denken sieht man auf die Skelette. Und man schlägt sich um zu leben: denn man lebt nicht, um Länder zu sehen noch um zu denken.

Man nehme einen großen Geist in einem Parlamente an: er bliebe unbemerkt, oder er hätte alle Welt gegen sich. Denn nichts ist weniger geeignet eine Partei zu bilden als eine schöne Intelligenz: von Natur aus ist sie für alle und gegen alle. Inmitten der Parteien gibt ein großer Geist einem jeden Recht, in gleicher Verachtung. Man muß es darum verstehen, sich nicht immer Recht zu geben und bei Gelegenheit Unrecht zu haben.

Von allen Werken und Taten ist es der Krieg, der am meisten von jenen verachtet wird, die ihn nicht führen, machen sozusagen. Die Schriftsteller lieben den Krieg nicht, oder lieben ihn zu sehr: — je nachdem sie selber in den Krieg müssen oder ihn andere führen lassen, in der Imagination. Aber der Krieg ist die Tragödie der Nationen, wie die Politik ihre Komödie ist; also immer Theater: ein Publikum ist nötig, Komparserie in unendlicher Zahl, allerlei gewöhnliche Handwerksverrichtung, gemeine Praktiken und Kniffe. Der Autor zählt nicht besonders. Der Erfolg kommt nicht von ihm. Applaudiert ihm das Volk, so applaudiert es nur seinem eigenen Triumph. Aber wenn der Sieg den Vorhang fallen läßt, welches Stück kommt dem gleich? Von welchem redet man länger? Die Besiegten wissen das.

In jedem Werke lebendiger Kraft, wie der Krieg, ist der ihn am meisten will der stärkste, vor jeder Aktion selbst. Der ihn am meisten will ist übrigens auch der, der am wenigsten zu verlieren hat. Der im Kriege die Offensive ergreift, handelt als Herr, denn er ist schon der Herr, da er angreift. Daran liegt nichts, daß die andere Partei als Herr spricht: sie macht den Krieg nicht, sie erduldet ihn. — Die vom Frieden träumen, sprechen nur von der Verteidigung. Aber das ist in Wirklichkeit träumen; und wenn sie nichts als sich verteidigen wollen, so rechnen sie darauf, nicht angegriffen zu werden. In dieser Idee leben sie. Der Angreifer tut was er will: das ist sein Vorteil. Es gibt vielleicht keinen einzigen Krieg, wo der Sieg dem Angegriffenen zufiel. Im allgemeinen führt man Kriege ohne sie zu wollen. Der Angreifer will ihn; die andere Partei läßt mit sich geschehen; umsonst fühlt sie sich im Recht; das Ereignis gibt ihr Unrecht. Die Moral der Kraft ist furchtbar; sie wiegt die Körper, jede andere Wage verachtet sie. Mit sich geschehen lassen heißt sich schlagen lassen: im Kriege, in der Liebe, in Allem. Die Soldaten täuschen sich darin niemals: eine Armee in der Defensive hat bereits das Bewußtsein einer be=

siegten Armee. Es kostet die Offensive weniger, hundert Menschen zu verlieren, die sterben wollen, als der Defensive fünfundzwanzig und den Rest zu retten, der nichts wert ist. Denn man will nicht leben: man lebt. — Der geniale Feldherr tut keine Wunder; er vervielfacht weder die Soldaten noch die Brode: trotz allem, er ist in den Soldaten. Der Krieg ist die »Tragedia dell' arte«: der Feldherr gibt den Titel des Stückes und seine Truppe spielt es: sie erfindet den Text, improvisiert ihn; an ihr liegt der Schluß, die Pointe. Der schönste Kriegsplan der Welt ist nur Tinte auf Papier. Was ist denn der große Feldherr ohne die Soldaten? Ein stummer Poet. Der Chef lebt von seinem Publikum. Das Genie der Soldaten, die siegen wollen, macht das Genie des siegreichen Feldherrn. Deshalb ist man versucht, den Eroberer in seinem Siege zu beneiden, und nicht weniger versucht, sein Genie zu bezweifeln, wenn nicht gar zu verachten.

In den Werken der Kraft gehört die Herrschaft den Keuschen. Die Wollüstigen sind die Besiegten. Die Kraft hält den Starken: der Keuscheste ist der Freieste. Der Wollüstige hält an sich und ist abhängig vom andern. Je mehr Gründe zu leben man hat oder Rechte in irgend einer Weise, desto gebrechlicher ist man. Der Gedanke ist hart, daß die Besten im Leben die zum Leben ungesichertsten sind. Die Barbaren haben die meiste Zukunft; und lange bevor sie einen Wert besaßen, bestand ihr Wert darin, daß sie die Kraft der Zerstörung hatten. — Zwischen Starken endigen Verträge nie den Krieg. Der Vertrag ist nur ein Waffenstillstand; jede Partei weiß es. Ein Vertrag wird nur von dem angenommen, der ihn diktiert; tut er so als ob er ihn glaubte, so verliert er schon von seiner Dominante.

Die Halbwahrheit ist die schlimmste der Lügen, vielleicht die einzig verwerfliche. Eine starke Lüge, aus dem Instinkt gekommen und zum Instinkt zurückführend, kann eine Wahrheit abgeben. Sie ist ein Band für alle jene, die sie beleben. Eine starke Lüge ist eine Wahrheit für jene, die reif dafür sind. Aber eine Interessenlüge, die sich als Lüge weiß und mit Vernunft lasterhaft geworden ist, das ist die Halbwahrheit: ein Idol des logischen Himmels, ein Gott im Tempel der Politik. Sie verpestet alles. Den Instinkt auf die Vernunft gründen, die ihn auflöst, oder gegenteilig die Vernunft mit dem Instinkt vergiften, der sie nicht duldet und verneint, dies ist das Werk der Fanatiker und ihrer glaubenslosen Dogmen: als ob der Faustschlag und das Schwert, die das reine Dogma der Politik sind, sich in Vernunft travestieren könnten unter dem Handschuh der Halbwahrheit. Wir haben in diesem faulenden Sumpfe der Halbwahrheit gelebt. Wir sind noch darin: er ist ringsum uns. Daher ein politischer Gesichtspunkt, andern Jahrhunderten vielleicht unbekannt. Die reinsten Menschen machen sich, berühren sie die Politik, mit Halbwahrheiten bezahlt. Die rigoroseste Logik umsammtet die Lüge. So sind für Tolstoi das Evangelium und der Staat Gegensätze wie Feuer und Wasser. Ein Silben=

streit, da Tolstoi von einer Ordnung träumt. Es ist die Natur des Menschen und eine Tatsache, gesellig zu leben. Und die menschliche Gesellschaft ist der Staat, sei er wie immer. Es gibt von allen Sorten. Drei Menschen zusammen machen eine Regierung: da ist ein Tyrann, ein Minister und ein Rebell. Laß eine Frau in das Triumvirat fallen, und man hat einen Staat, der den Krieg erklärt.
Auf dem Grunde jeder Hypokrisie liegt vielleicht der Neid. Da jede Partei ihren schwachen Punkt hat, haben alle Parteien ihre Hypokrisie. Die Hypokriten sind nicht die Herren der Stunde, noch die Herren der Tat; aber sie sind die Küchenchefs der Politik. Immer denken sie an das Essen vom nächsten Tag, preparieren die Saucen. Suchen unbekannte Appetite bei den Gemüsegärtnern; träumen schlaflos von tötlichen Gewürzen. Sie selber essen nur die kaltgewordenen Reste: morgen wollen sie sich was Gutes kochen. Hypokrisie, Neid und perfide Wahrheit — die drei Dachsparren des Hasses. Der Parteihaß ist ohne Maß, schrickt vor nichts zurück, weil er in Sicherheit ist; zahlt weder mit Namen noch Person, ist verschanzt hinter den Skandal allgemeiner Verleumdungen und kollektiver Fehler. Die Anständigen in einer Partei desavouieren die Hypokriten, aber sie profitieren von ihnen. So ist das Gift der Verleumdung: die daran sterben beklagt man weniger als man sie verdächtigt: sie gelten so, als verdienten sie ihr Los; als Opfer sind sie schuldig. In Parteien, die sich befehden, gibt es überhaupt keine anständigen Leute. Der Haß vergemeinert alles, reißt alles mit sich. Wie man im Kriege bewußt mordet, so mordet man im Parteikriege skrupellos die Ehre der andern. Man setzt seine eigene Ehre daran, den andern die Ehre zu nehmen. — In unserer Zeit haben alle Parteien die Hypokrisie des Geldes. Weil das Geld die Macht ist. Die es am meisten begehren, entrüsten sich am meisten, daß man sie in solchem Verdacht hat. Um einen Feind loszuwerden, tut man als wüßte man seinen Preis; denn man muß nur einen Preis nennen: alles ist zu verkaufen. Jede Partei macht ihre unbestechliche Ehre daraus, die Käuflichkeit der andern zu proklamieren; und die ein Geschäft daraus macht, unkäuflich zu sein, ist es nicht nur am meisten, sondern man fühlt nur, wenn sie andere der Käuflichkeit beschuldigt, die Verzweiflung darüber, sich nicht verkauft zu haben, oft weil man über den Preis nicht einig werden konnte. Gestern war es die Heresie, die einen Menschen erledigte; denn gestern war die Kirche die Macht, und die Parteien hatten die Hypokrisie des Glaubens. Morgen wird es die Moral sein und wahrscheinlich auch die »echte Demokratie«. Der Verdacht, nicht zu sein wie alle Welt, wird den Tod eines Menschen bedeuten. — Die Kraft ist die Schönheit des Männchens und die Tugend des Siegers. Nichts ist bekannter. Alle Parteien sind in Hinsicht auf das Stärkere Weibchen. Sie sind begehrlich auf die Macht und hassen sie. Sie spielen listig mit der Kraft, um sie einzuschläfern und zu verführen. Wer ist mehr wert, der Despot

Holofernes oder Judith die Meuchelmörderin? Um die Frage zu entscheiden, muß man glauben, daß Judith ihr Schwert von Gott bekam. Der Intellekt ist wahrhaft auf dem tiefsten Stand, wenn die Parteien sich selbst nicht mehr sagen, daß sie hypokrit sind. Ja Gott selbst wird von den Parteien geleugnet, denn sie rufen ihn an... Eine Zeit der Revolte von Wilden und Sklaven; die Anarchie ist ihre Ordnung. Eine Zeit der Manöver, geführt von diesen Manövern des Geistes, den Doktoren und Schulmeistern, der dümmsten Sippschaft. Haben die Wut, Automaten zu sein. Werden erst ganz zufrieden sein, wenn das Leben ein Lexikon zu zwei Mark ist. Haben die Wilden nicht ihre Rechte? »Wir haben Hunger, sagen sie, nach allem Eßbaren; wir wollen Eßmaschinen werden wie Ihr«. Darauf ist nichts zu antworten. Der Hunger ist ein Recht für alle jene, die kein anderes Gesetz als den Appetit haben. –

Die Tyrannen sind die Poeten der Macht; der Wille des Despoten ist die Ars poetica der Herrschaft. Sie lieben den Zuruf und Preis der Jahrhunderte, der der Schall eines Namens ist, ob man ihn nun segnet oder verflucht. Die Stärke Napoleons ist: an nichts sonst zu glauben als an die Politik und an die Kraft. Die Politik ist die Waffe der Kraft im Frieden; deshalb ist der Friede in Waffen der einzig wertvolle. Der Tyrann ist verachtet, aber das Volk respektiert ihn. Die Kinder jener, die vor ihm gezittert haben, beten das Idol ihrer Väter an. Er ist zynisch, wie alle, die die Macht haben und eine große Verachtung der Menschen fühlen. Man verzeiht die Verachtung der Menschen nur jenen nicht, die nicht die Kraft haben, sie auszuüben. Friedrich der Große ist von dieser Art. Es gefällt ihm, daß man ihn fürchtet. Seine starke Intelligenz hat ihn von aller Sympathie für die Menschen befreit. Eine eisige Verachtung fällt von seinen dünnen Lippen und von seiner ausgetrockneten Seele. Die Einfachheit, die er affektiert, verbirgt das Entschiedene seines Willens und macht aus seiner Entscheidung ein stahlscharfes Messer. Er ist eine der schönsten Regierungsmaschinen, die je war. An welchem Menschen könnte man besser die Bösheit der Intelligenz beobachten? Sie war in ihm nicht größer als bei vielen andern, aber sie war allein da. – Es gibt keinen Volkschef, der nicht den Demokraten macht, wenn er Angst vor dem Volk hat. Und es gibt keinen Demokraten, der nicht von Zeit zu Zeit Demagog ist. Man ist Demokrat, um sein Leibgeding zu retten und um das Volk sich gedulden zu lassen; man ist Demagog, um verstanden zu werden. ANDREAS SUARES.

DAS SCHATTENTHEATER. – Im Salon bei Victor Manheimer in München sah ich zwei Vorstellungen der Schattenbühne. Man spielte Hofmannsthals »Weißen Fächer« und von Arnim »Das Loch«. Architektur und Figuren waren

das Werk des jungen Architekten Höne, Schauspieler sprachen den Text, Dr. Mannheimer, der Schöpfer des Theaters, führte die Regie. Ich glaube, eins wurde allen Anwesenden deutlich: daß beide Stücke so unbeschwert vom schwitzend agierenden und geschminkten lebenden Schauspieler stärker das innere Ohr trafen als es beim andern Theater möglich ist. Die Dichter hatten mehr Recht als die Schauspieler. Die Architektur der Bühne und die sehr fein nach dem Wesentlichen ihres Charakters geschnittenen Schattenrisse gaben nicht mehr als einen höchst reizvollen Halt für das Auge, und die Phantasie des Zuschauers hatte reiche Möglichkeiten des Gesichtes gerade im Verweilen auf dem Primitiven des Bildes. Ich glaube, es wird immer Dichtungen dramatischer Art geben, die ihre Schönheit viel entsprechender und eindrucksvoller auf der Schattenbühne offenbaren als auf der Schauspielerbühne. Das Schattentheater wird das Schauspielertheater nach der einen Seite ergänzen, wie es dies nach der andern Seite das Marionettentheater tut, was man an Paul Branns ganz brillanten Aufführungen sehen kann. Bei den Schatten erhöhen sich Gewalt des Verses und das Gefühlsmäßige zur stärksten Wirkung, bei den Marionetten erfährt der Ausdruck der Bewegung eine Steigerung weit über die dem Menschen mögliche Bewegung hinaus, worauf schon Heinrich von Kleist zum Lobe der Marionetten aufmerksam gemacht hat. Hier wie dort sollten nicht eigentlich Berufsschauspieler die Sprecher sein, denn ihre Art zu sprechen hat immer Gebärde vom Menschen: aber dort sind es die minimen Bewegungen der Schatten, die das nicht vertragen und darunter leiden, hier ist es das viel reichere Gebärdenspiel der Marionette, dem die bühnenübliche Gestikulation nicht nah kommt. Begabte und geschmackvolle Dilettanten werden es besser treffen. Ich kann mir denken, daß die Schattenbühne und das Marionettentheater jenen gefallen muß, die seit langem nicht mehr ins Theater gehen, weil sie nicht Zeit vergeuden wollen an mit höchstem Leben dargestellte gänzlich leblose Theaterstücke. F. B.

VICTOR HADWIGER: AUS ABRAHAM ABT'S VOR-LEBEN

»Ihr mit Eurer einzigen Antwort auf alle Liebe, was wißt ihr von denen, die allein mitten in den Feldern stehen. Wie die Täler weit, und die Fruchtgründe tief werden, ein schönes weites Land mit vielen Quellen, wie ein Leib voll Form und Leuchten ist hier. Seht, das hab ich jahraus, jahrein getrunken, so viel Wachstum, so viel Schweigsamkeit. Hört ihr, was der Vogel sagt, der Vogel, der so klug und so gesprächig ist? O wie tief ist sein Lied, das ich mitten in meine Liebe hineinklingen lasse. Das sind Lieder, die man in den Wäldern findet. Man entdeckt sie, möchte ich sagen, zwischen den Geräuschen, mit denen sie zusammen leben, bald leise hinaufwachsend in eine Sehnsucht, bald sich überstürzend in frecher Lust.. Dann hält man den Atem an, und legt sich in das Moos. Man liegt lange so da und vergißt, daß es Herbst werden kann.«

Abraham Abt sah hinter sich. Wunderbares Licht lag über den Waldwegen, halb in scharfgegrenzten roten Massen, halb im Schatten sich verlierend. Das war sommerliches Licht. »Ich bin nicht ausgegangen, einen durchwanderten Frühling zu suchen, ich stehe hier auf diesen Wegen, in diesem Sommer, alles Licht auszutrinken, und alle Farben. Ich will es tun, wie die Erzähler, die immer wiederkehren und immer berauscht sind. Sie ziehen mit ihren Gedanken eine Straße einher, schüchtern nehmen sie ihr Flötchen aus der Tasche und lassen ihre Finger zärtlich die fünf Öffnungen befühlen. Ich will wie die Erzähler sein, genügsam im Rausche, sanft und erfinderisch, vor einem Erlebnis scheu, und doch so viel vom Letzten gesagt habend.« — »Was ist ein Wort, oder gar, was sind Worte? Wie haben sie mich totreden wollen, die mit dem Haus und den begrenzten Gebärden. Ihre Seelen sind eingemauert, sie haben vier Jahreszeiten. In ihrem Garten sitzen sie, vor ihrem Hause und warten auf den Frühling, freuen sich des Sommers. Mein Sommer grenzt nicht an den Frühling und den Herbst, ich kann ihn nicht mit Worten bändigen, ich muß ihn austrinken ohne Voraussetzung. Was ist eine Rede, was Reden, an den Fernen entlangreden? Einsamkeiten muß man sich aufbauen in die Unendlichkeit. Ich kann einen Ton finden für mein Einsames und darf alle Worte verschmähen, über die Schwelle meiner Lippen kommt ein Ton, ungewollt, unenträtselt. Ich bin ohne Altar, ich habe nicht in mir, was ich unkeuschen Göttern opfern könnte, ich habe nicht das Lob Gottes zu singen. Meine Saite ist der Halm, der aus dem Felde wuchert, meine Lehrer sind die Harmlosen, die Nachtigallen ohne Heimat. Sie sind die Vögel der Verkündigung, o sie flattern über den Kronen mit hellen Stimmen und erfüllen mein Frühlingsherz. Das dumpfe Rauschen der Waldbäume durchbrechen sie mit dem feinen Klang ihres Gesanges. — Hab ich je Nachtigallen

gehört in meines Vaters Hütte? Was war zwischen den schweigenden Zweigen der sich unter einem schweren Segen beugenden Äste, war je eine süße Stimme zwischen den Zweigen der grünenden Obstbäume? Große Vögel mit schwarzen Flügeln störten manchmal mit heiserem Gelächter den stummen Grübler.« Er ließ seine Hand rasch herabgleiten, während sich alles in seinem Gesicht geöffnet hatte, die Augen, der Mund, alles erschien geweitet, als hätte das suchende Tier den ganzen Menschen aufgerissen.
Und Abraham Abt lächelte in sich hinein, und er wehrte sich mit seinem Lächeln gegen die einstürmenden Erinnerungen, gegen so viele Kindertorheiten, die ihn verfolgten. Seine Grimasse fiel ihm ein, mit der er sich in den Jahren seiner feindseligen Jugend gegen die gewehrt hatte, die ihm nicht gefielen. »Ich glaube, ich habe mir ein neues Gesicht einstudiert, ein nagelneues Gesicht. Ich habe mir nichts mitgebracht aus den Jahren der Blindheit, in denen man auf die Dinge drauflos lebt, neben den Allessehern. Man soll nicht auf die Dinge drauflosleben, man soll mit halbem Bewußtsein neben ihnen hergehen.«
Inmitten der vielen Blumen versuchte er sich vorwärtszubewegen, aber seine Füße, gefangen von dichten Büscheln wuchernder Anemonen, wurden ihm schwer. Jetzt erst, nach langer Wanderung, fühlte er zum ersten Male, daß er einen Weg zurückgelegt hatte, und er erkannte, daß die Landschaft ein aufsteigendes Tal war zwischen finsteren Bergen. Ein kleines, fast armseliges Gewässer klagte zwischen Schiefergeröll, in vielen Abstufungen ist das Ganze dem Meere zugeneigt. Und er fühlte, daß von all diesen Blüten, die mit seinen Schritten ein Spiel trieben, bald nichts mehr übrig sein würde, und daß ihnen blaugraue Flächen folgen müßten mit tiefeingebetteten Schatten, und daß das Farbengewirr der satten Sommerwiese oben in feine Schattierungen des Gerölls übergehen würde. –
»In diesen Tagen ist es mir aufgegangen, was Berge sind. Eine Kette von Erhebungen, die man erstürmt. Sturmschritte wollte ich, und ich meinte dasForteilen, das Sichentfernen, Hügelan, Hügelab. Das war meine Grimasse. Ich hatte mich angedeutet in dieser kalten Jugend, ich haßte ihre Ebenen, in denen eine feige Langmut zu schleichen beliebt. Bergan, ihr Tapferen!«
Seine Gedanken, seine Füße, alles an ihm war ein einziges Fortstreben. So war er der fremde Mann mitten in diesem Schauspiel von Stein, der Deus ex machina des Felsentheaters. Das lichte Gewand unbedacht über die Schulter geschlagen, mit den fast zu schnellen Schritten einer Skizze, ein Seevogel, der sich landeinwärts verirrt hat. Zwischen den düsteren Tinten der Felsenlandschaft ruft seine Gestalt. Wie die Farben der Landschaft immer mehr in ein Grau hinüberwollen, so hat sich auch der Himmel dem Felsenchaos angepaßt. Noch ist über dem Gestrüpp manchmal ein Streifen rötlicher Sonne, der sie wie ein wesenloses Band von der Un-

endlichkeit abschließt. Und Abraham Abt maß mit seinen Augen den glühenden Streifen im Westen. »Das wäre ein schönes Stirnband für dich, Abraham«, dachte er, »in dem du dich den vornehmen Leuten vorstellen dürftest, dem kunstvollen Marquis und den Herrn Erzählern, deinen lieben Freunden aus des Teufels Garküche.« Auf eine Steinplatte niedergekauert, spielte er mit solchen Gesichten und Gedanken, und je toller sie ihm gelangen, desto zufriedener war sein Kinderlachen. Und wie ihn der Übermut, der Feind aller Ziele, so überkam, wand er aus all seinem Träumen und Tollheiten gleichsam einen Kranz, den er den Berg hinabrollen ließ. Vielleicht begegnete das lustige Ding, dachte er, gerade dem Pfarrer auf seinem Abendspaziergang, und machte es sich bequem auf des Pfarrers Kopf. »Ich, den Sonnenstreifen um die Stirn, und der Pastor das Kränzel aus meinen schlimmen Witzen, so wir beide Arm in Arm, brüderlich sanftmütig verschlungen, abendlich belustigt.« Die Vesperglocke war eben verklungen, und Abraham kehrte seinen Blick den Dörfern zu, deren Umrisse, von einem zarten Nebel umwoben, weit hinter ihm lagen. Wie die lockergeküßten Haarsträhne der Schlafmüden hing das braune Gestrüpp um die Stirne der kleinen Hügel, die in ihren Moosbetten bereits zu schlafen schienen. Der Sonnenstreifen im Westen erlosch, während Abraham Abt so über das Land hinschaute. Er ging mit seinen Gedanken den Weg zurück, den er gekommen war, und je schneller er ging, desto mehr fühlte er, wie weit er gegangen war.

»Ohne diese Gedanken, diese Verwirrungen der Seele, die man wider Willen gegen eine fromme Torheit eingehandelt hat, wäre das Leben wie ein Spaziergang in der Sonne, ohne Gewitter und fatalistische Vögel, ohne diese Schreie, die sich in jeden Traum drängen.«

Und doch, wie sehr er sich auch sträubte, es erfüllte immer mehr sein Herz, dieses Bewußtsein, daß nun unerbittlich die Zeit des Reifens in ihm gekommen sei, daß seine Seele zur Frucht erwachsen, und sich aus ihren Kelchen herausschälen müßte. – »Alles muß geöffnet, eröffnet werden, in einer Offenbarung sich erweitern. Das sind die Späten, die niemals zur Stelle sind und doch kommen müssen. Ihre Fragen sind in einen Gedankengang eingeschlossen, wie eine ängstliche Menge Volkes stoßen sie an die Türen des Raumes, der sie bedrängt. Gebt allen offene Türen, damit sie sich selbst erlösen von dem sie bedrängenden Raume. Man wird lachen über manches Kindergesicht hinter dem Barte, aber man soll keinen von der Warte der Masse aus sehen. Die Späten sind nicht immer die Letzten, und die, welche reif werden mußten, sind erst recht losgelöst von aller Schwere, und bar allen unnützen Gewandes. Gutgekämmte Sklaven sind nicht besser als die feierliche Nacktheit jener. Man darf nicht zu einem Hausrate werden, an wiederaufgebauten Kaminen sitzen wollen, neben langsamen, sorgsam gepäpelten Irrtümern.«

Zum ersten Mal während seiner Fahrt ging Abraham Abt mit gesenktem Kopf. Es tat ihm wohl, daß der Abend alles in Schleiern versteckte, auch Abrahams Gesicht, in dem sich die letzten Rätsel bekämpften.
»Soll ich nicht warten, bis Sterne kommen?« fragte er seine Seele. »Solche Gastgeschenke müßte man den Vornehmen kredenzen, wenn ich sie mir auf meine flachen Hände legen dürfte.« — — —
Es kümmerte ihn nicht, daß jetzt Stimmen in seiner Nähe erwachten, immer leise, nur selten hervortretend mit feinen Akkorden. Er hielt mit seinem Traume Aussprache. »Ach ich möchte ertrinken in so einem Licht, wie mein Stern und mein Mond es haben.«
Kleine blaue Wolken gaben dem Mond ein Gesicht. Man sieht in dieses Gesicht, und geht verträumt den engen Weg zu einem großen weißen Hause hinauf. »Hat der Marquis sein Haus so hoch in die Felsen gebaut, damit seine Gäste mit dem Weg kämpfen, der sie zu Plauderern macht? Aber es ist doch ein Haus, ein ganz wirkliches, richtiges Haus, Marmor wächst aus dem Marmor, und es hat sogar einen kleinen Turm, der auf dem flachen Dache sitzt. Es muß zu schön sein, ein Haus mit einem Turm zu haben, und in diesem ein kleines Fenster, das unmittelbar an den Himmel grenzt. Man öffnet des Nachts das Fenster, und steht neben den Sternen.«
Das Märchen in der Seele des Abraham Abt wollte nicht enden. Und suchten seine Augen auch nach der Türe, durch die man ihn gerufen hatte, es waren Kinderaugen, die nur den Himmel kannten, und nirgends die Tür erblickten, durch die man fertige Menschen führt. Darum kehrten seine Augen auch wieder zu dem Turme zurück, sie maßen ihn noch einmal und staunten wie vor einem kühnen Rechenexempel. Dann lächelten sie vergnügt und zufrieden und nahmen gleichsam Besitz von dem kleinen Kapitol, das so nackt und keck ragte wie der Felsen, der es trug. Es war etwas Neues für Abraham Abt, über Felsen zu wandern und vor Schlössern zu stehen, ein Wunder in anderer Art, dieses Plateau, auf dem sich kaum ein verkrümmtes Kräutlein blicken ließ, für den, der gewohnt war, mit den Füßen in Blumen zu wühlen. Zwischen grauen und fahlen Ornamenten lagern starr gewordene Träume.
Die Nacht schritt ihm voran, als er sich entschloß, den seltsamen Tempel auch von rückwärts zu betrachten. Eben war er um die Ecke gebogen, als ihm der Schein eines Lichtes in die verwunderten Augen sprang. Seine Lippen zuckten in einem kurzen Schreck, und er wäre einer peinlichen Verwirrtheit ausgeliefert gewesen, wäre ihm nicht sein Kinderlachen zu Hilfe gekommen. Mit diesem Lachen bot er der schmalen Gestalt, die in der Türe erschien, seinen Gruß, während seine Seele nach Worten suchte.

»Ich bin Abraham Abt, ein Narr«, stotterte er endlich zwischen seinem Lächeln hindurch, und betrachtete die von der erhobenen Ampel beleuchtete Gestalt der Frau. »Ein Herr Marquis hat mich geladen«, setzte er vorsichtig hinzu.
Er sah, wie das von schwarzen Haaren eingefaßte Gesicht sich neigte. Die strengen Züge, in dem kalten Weiß der Haut wie zwischen Marmorwänden gepflegt, waren kaum einladend. Abraham mußte an geschnitzte Steine denken, die er auf seinen Wanderungen erlebt hatte.
»Seltsam«, dachte Abraham, während beide schweigend eine breite Stiege emporstrebten, und sich seine Führerin nach ihm umwandte. Das Licht, das die dunkeln Vorhänge des weiten Treppenhauses getränkt hatte, fiel jetzt in zwei starre, geweitete Augen, und erfüllte sie mit einem geheimen Zauber, gegen den sie sich zu wehren schienen. –
»Ein steinernes Gesicht und eine Dienstbotengebärde, eine grobe Hand um eine schön getriebene Ampel, schwere edle Stoffe der Portieren, die mit geschmacklosen Alabastern in einem häuslichen Zerwürfnis existieren; glaubt nicht, daß ein Narr davon nichts versteht. Ich turne nicht vor euch, wenn ihr nicht ganz königlich seid, ich will meinem Beruf Ehre machen. Ich werde euch mit meiner Zunge schlachten auf euren eigenen Altären. – Und der Lump, der Baumeister, hat das erste Stockwerk vergessen, die Treppe kriecht in den Turm hinauf.« Abraham wischte sich einen ersten Tropfen von der Stirne. »Da will ich lieber im Tale bleiben, und nach den tiefblauen Anemonen suchen, die mich noch gestern entzückt haben, als hier einen seltsamen Vogel abdienen, und in steinernen Galerien gefangen sein, ein weißer Punkt in unerbittlichen Dunkelheiten. – Und doch, diese schmalen Hüften könnte man lieben, auf die Kamee ein Sonett schreiben. – – Ach, es sind mir zu viel Konflikte hier, und die Treppen zu beschwerlich.«
»Noch fünfzehn, – noch zehn – noch fünf« – zählte er unwillig. »Aha, man soll sich zum Akrobaten der Treppenhäuser ausbilden, ehe man zur höheren Turnkunst zugelassen wird.«
Er lauschte. – Stimmen kämpften oben hinter einem Vorhang, entfernten sich, kamen wieder, bald Verwirrung, bald Eintracht und Begegnung. Tiefe Stimmen, die sich selbst etwas zu sagen hatten, feine durchsichtige, die zu andern kamen und sich aufnehmen ließen, werbende, glühende Stimmen, die selbst aufnehmen wollten, herbe, die abwiesen, und sanfte, die sich wie Hände über die andern legten, die den Müttern gehören, die vor der Zeit gestorben – – immer wieder viele Stimmen, irrende und verirrte, vorsichtige und gemeine. Abraham Abt hatte ein Ohr für den Wald, er wußte die Vögel innerhalb einer Art nach ihren Stimmen zu unterscheiden. Nachtigallen, sagt er, findet man leicht heraus, weil sie die liebsten Stimmen haben. Es gibt Menschen, die liebt man wie Nachtigallen, nur um ihrer Stimmen willen.

Greif Deinen Tag mit den Händen, Abraham Abt, in dieser Nacht fängt Dein Tag an, gerade dieser — kein anderer wird so viele Stimmen haben, die Stimmen — das Leben kommt über Dich!

Er stand still in diesem Rausch in der Mitte der letzten Stufenreihe. Das geschnitzte Gesicht stand oben, und hielt die derbe Hand an einem Vorhang.

»Es ärgert mich, daß dieses Gesicht meinen Vorhang öffnet, im letzten Augenblick, da ich vor meine Offenbarung hintrete, muß mich diese Domestique mißhandeln.«

»Herr Marquis, öffnen Sie, da bin ich!«

Abraham Abt schrie; wie nie in seinem stillen Leben war seine Rede laut. Aber nur die verwirrten Stimmen ließen sich wieder hören. Das Gesicht mit seiner Lampe ging die endlose Treppe zurück und Abraham stand im Dunkeln.

»Ich bin der Affe dieser gräflichen Sondergeburt. — Öffnen Sie, Herr Marquis!« schrie er, in dem Ton derer, die mit Recht Eintritt begehren, und zum zweiten Male klopfen.

Es war ein großer, grüner Vorhang, vor dem er stand. In ein sattes Grün waren seltsame Figuren hineingesponnen, ein Muster aus vielen sich fassenden Händen. Dieses Muster war das letzte, was ihm die leuchtende Antike in der groben Hand angedeutet hatte.

Er brachte seine Lippen an den Rand der Seide, aber seine Finger wagten es nicht, sich zu rühren. — Den Meisten sind ihre Finger voran, nur wenige haben ihren Kopf vor das Ich gespannt, er ragt über sie hinaus. »Ich küsse dich, noch ehe ich dich gefaßt habe.« Und wie die Seide sich öffnete! — Ungezwungen, verräterisch, grausam öffnete sich der grüne Vorhang, und Abraham Abts, des Ankömmlings Gesicht rang mit den zweihundert Kerzen, die ihn empfingen.

»Ich sehe Sie, Abraham Abt, da sind Sie!«

Klare, eiskalte Laute, aus plötzlichem Schweigen inmitten des Kerzengeflirrs riefen ihn. Und Abraham Abt tauchte seinen Kopf noch tiefer in das viele Licht. Zwischen den Kerzenflammen zuckten die Gesichter von Menschen, Frauen und Männern. Es waren nur wenige. Sieben vielleicht oder zehn, rechnete Abraham Abt, und mühte sich, Einzelne und Einzelnes zu unterscheiden. Aber es gelang ihm nicht in den Orgien des Lichtes. »So viel Stimmen, so viel Menschen«, dachte er, »ich werde in sie hineinhorchen, sie vor mir sprechen lassen. Wenn ich nur Den erkenne, der mich gerufen hat. Ich will warten, bis seine Stimme wieder zu mir kommt.« Und er hielt seine Hände vor das Gesicht. Ewas Grelles, wie ein großes, glühendes Metallteilchen, sprühte an seinen Augen vorüber. — — — —

»Rechnen Sie mir dieses Wirbeltier nicht zu, für morgen will ich Ihnen eine Sonate aus Mond und Sternen komponieren.«

Die Worte kamen kaum weniger frostig als früher. Abraham ließ seine Hände

rasch herabgleiten, und suchte das Gesicht, das zu diesen Worten paßte. Aber er sah zunächst nur einen ragenden Schatten über der grellen Tapete. Ein kleines Tischchen im Stile des alten Granada stand unterhalb des Schattens.
Abraham ging einige Schritte auf den Schatten zu, seine Füße folgten dem Zauber eines Magneten, und er sträubte sich in dem Gefühle, daß Schritte ein Gewähren sein können. Wie durch eine verrufne Gasse zwischen verdorbenen Gesten und fragenden Mienen ging er auf das Tischchen zu, und erkannte IHN.
Dem Neueintretenden charakterisierte sich der Marquis eigentlich nur durch diese eine schnappende Bewegung der Kiefer, die alles Leidende und Geheimnisvolle zugleich in sein Antlitz brachte. Seine Hand strich leise über das kleine Tischchen, als wollte sie ein Tier liebkosen. Von Zeit zu Zeit schien ein gelinder Haß in ihm aufzuwachen gegen irgend ein Schicksal, das er nicht gerufen hatte. Dann begannen die liebkosenden Hände Umwege zu machen, und nach unsichtbaren Gegenständen zu fassen. Oder sie verirrten sich die Schläfen entlang in das zerwirrte Haar, um einen Traum zu suchen. Ein andermal erschien seine ganze Gestalt wie aus dem Schreck herausgemeißelt. Wenn Worte von ihm ausgingen, war er voll Kraft; er hatte dann die marmorne Unfehlbarkeit der Renaissancepäpste. Er liebte es, von einem und demselben Platze aus, Abende und Nächte hindurch zu sprechen, nur selten durchquerte er den Raum mit streng gemessenen Schritten.
»Reden Sie, Abraham Abt, Sie sind mir jetzt sehr nah, es kommt fast einer körperlichen Berührung gleich, dieses Ihr Mir-gegenwärtig-sein.«
Der Marquis gab diese Worte wie Geschenke mit kargen Gesten. Abraham Abts Zunge hing wie gelähmt unter dem Gaumen. Er hätte gerne etwas hingeworfen, aber seine Lippen zuckten in einem unbekannten Schmerz. Die Augen suchten gequält das Muster der seidenen Perser zu enträtseln. Wie ausgelöscht war sein Lächeln, mit dem er die Rätsel einer langen Jugend gelöst hatte. Wie die Kinder vor dem Kelch, zitterte Abraham Abt.
»Herr Marquis, in diesem Kittel kann ich nicht reden. Der Gott hat mir die Kehle geschnürt. Was ist das Alles da draußen – Meer, Meer – das Alles vergibt. Im engen Raume möchte ich alles verstehen lernen, und mich mit Irrtümern glücklich machen lassen.«
»Abraham Abt, es ist mit den Worten, wie mit den guten und schlechten Schwimmern. Die guten Schwimmer leben uns voran, aber man kann auch hinter den andern herleben, nur darf man nicht ohne Altar sein. Sie sehen, ich bin nicht ohne Kirche, immer höre ich eine Glocke über mir.«
Der Marquis hob seine Hände mit der ihm eigenen andächtigen Gebärde; wie seine Worte gingen seine Hände. Es war Melodie in diesem Erheben der Glieder. Auch die andern waren gefangen in der Gebärde des Sprechenden.

»Abraham Abt, wir sind nicht ohne Lobpreisungen. Aus uns heraus dürfen wir die entferntesten Seligkeiten locken. Reden Sie, Abraham Abt. Ich liebe die Erzähler, ich habe Sie gerufen unter die, welche Worte genug haben, um selig zu werden... Wir sind nicht ohne Altar.«
Seine Stimme hellte sich auf, und die Worte kamen weicher und mitleidiger aus seinem Munde.
»Ja, Herr Marquis, ich fühle eine Glocke über mir, es sind bestrickende Meditationen eines Instrumentes, ich höre etwas, wie verwegene, unkeusche Kirchengesänge.« —
Die satten Gerüche der großen silbernen Fackelbehälter legten sich auf die Brust Abrahams. Er atmete tief, wie unter der Last eines Traumes.
Von einer Balustrade im Hintergrunde rief eine Geige in den Saal hinunter. Erst weich und wehmütig, dann in ein zuckendes Adagio emporsteigend, und wieder in träumerischen Kadenzen hinabsinkend, konnte dieser versteckte Bogen Erinnerungen wachrufen. Eine südliche Weise, nur halb bedacht, ertrinkend in übermütigen Glossen.
Abraham Abt wandte sich um, nach der Quelle seines Entzückens zu suchen. Er begrub seine Augen in den sanft erleuchteten Hintergrund mit den Vorhängen aus leichtem schwarzem Seidenstoff, die sich wie unter dem Hauche eines redenden Mundes bewegten. Er mußte an jene Waldlichtung denken, in der ihm zum ersten Mal ein Instrument wie Offenbarung klang. — »O, die Flöte zu blasen, verirrten Ziegen in die Felsen zu folgen, in tiefe Wildheit der Schluchten hinunterzusteigen!
Nun ist man selbst ein verirrtes Felsentier geworden. — Wie diese Geige meiner Flöte nachklimmt!«
»Abraham Abt, ich sehe, daß Sie Augen haben, die auch Töne zu fassen vermögen. Ihre Seele hat einen schönen Weg entdeckt.«

MARCEL SCHWOB: IMAGINÄRE LEBENSLÄUFE

FRATE DOLCINO, HERETIKER. Er lernte die heiligen Dinge begreifen in der Kirche d'Orto San Michele, wo ihn seine Mutter in die Höhe hob, daß er mit seinen kleinen Händen die hübschen Wachsfiguren anrühren könne, die vor der heiligen Jungfrau hingen. Das Haus seiner Eltern stieß an das Baptisterium. Dreimal des Tages, früh, mittag und abend, sah er zwei Brüder des Ordens Franzisci vorbeikommen, die um Brot bettelten und die Gaben in einem Korbe wegtrugen. Oft folgte er ihnen bis an die Klosterpforte. Der eine der beiden Mönche war sehr alt: er sagte, daß er noch vom Heiligen Franziscus selber in den Orden aufgenommen worden sei. Er versprach dem Kinde, er wird ihm beibringen, zu den Vögeln zu sprechen und zu allen armen Tieren des Feldes. Bald verbrachte Dolcino seine Tage im Kloster. Er sang mit den Brüdern und seine Stimme war frisch. Wenn die Glocke zum Gemüseputzen läutete, half er, die Kräuter reinigen. Robert der Küchenbruder gab ihm ein altes Messer und erlaubte ihm, die Teller mit seinem Handtuch zu putzen. Dolcino sah im Refektorium gerne die Decke der Lampe an, auf der man die zwölf Apostel gemalt sah mit Holzsandalen an den Füßen und kleinen Schultermäntelchen. Aber seine größte Freude war, mit den Brüdern auf den Bettelweg zu gehen und ihnen den tuchbedeckten Korb zu tragen. Als sie eines Tags so gingen, zur Stunde, da die Sonne hoch steht, verweigerte man ihnen das Almosen in einigen niedern Häusern am Fluß. Die Hitze war groß: die Brüder hatten stark Durst und Hunger. Sie gingen in einen Hof, den sie nicht kannten, und Dolcino schrie auf vor Überraschung, als er seinen Korb hinstellte. Denn dieser Hof war ganz in Weinlauben, von köstlichem und durchsichtigem Grün; Leoparden reckten sich da und vieles andre fremdländische Getier, und man sah junge Mädchen und Knaben sitzen in glänzenden Stoffen und spielten leise auf Viellen und Zithern. Da war die Stille tief, der Schatten dicht und duftend. Alle hörten auf die, die sangen, und der Gesang war von ungewöhnlicher Art. Die Brüder sprachen nichts; ihr Hunger und ihr Durst waren gestillt; sie wagten nicht, etwas zu verlangen. Schwer entschlossen sie sich, den Hof zu verlassen; aber da sie sich am Flußufer umkehrten, sahen sie keine Öffnung in der Mauer. Sie glaubten an einen Nekromantenspuk, bis Dolcino seinen Korb abdeckte. Er war voll gefüllt mit weißen Broden, als ob Jesus mit seinen eigenen Händen die Gabe verehrt hätte.

Also wurde Dolcino das Wunder des Betteltums offenbar. Aber doch trat er nicht in den Orden, da er von seiner Berufung einen höheren und besonderen Gedanken hatte. Die Brüder nahmen ihn mit auf die Straßen, wenn sie von einem Kloster ins andere gingen, von Bologna nach Modena, von Parma nach Cremona, von Pistoia nach Lucca. Es war in Pisa, daß er sich vom wahren Glauben durch-

drungen fühlte. Er schlief auf einem Mauerfirst des bischöflichen Palastes als ihn ein Posaunenton weckte. Eine Menge Kinder, die Zweige trugen und brennende Kerzen, umringten auf dem Platz einen Bärenhäuter, der in eine erzene Trompete blies. Dolcino glaubte Johann den Täufer zu sehen. Dieser Mann hatte einen langen schwarzen Bart; gekleidet war er in einem dunklen härenen Sack, auf den vom Halse bis zu den Füßen ein breites rotes Kreuz gezeichnet war; um die Brust hatte er ein Tierfell gebunden. Er rief mit einer schrecklichen Stimme: Laudato et benedetto et glorificato sia lo Patre; und die Kinder wiederholten ganz hoch; dann sagte er: sia lo Fijo, und die Kinder wiederholten; und dann: sia lo Spiritu Sancto; und die Kinder sagten es ihm nach. Und hierauf sang er mit ihnen: Alleluia, alleluia, alleluia! Dann blies er in seine Trompete und begann zu predigen. Sein Wort war herb wie Bergwein – aber es zog Dolcino an. Wo immer der härene Mensch in sein Horn stieß, kam Dolcino ihn bewundernd und begehrte sein Leben. Das war ein Ungebildeter, den die Heftigkeit schüttelte; er verstand kein Latein; um die Buße zu befehlen, schrie er: Penitenzagite! Aber unheilvoll verkündete er die Prophezeiungen des Merlin und der Sibylle und des Joachimo, die in dem »Buche der Bilder« stehen; er prophezeite, der Antichrist sei erschienen in der Gestalt des Kaisers Friedrich Barbarossa, daß sein Untergang vollendet sei und sich bald nach ihm die sieben Orden erheben würden, nach der Auslegung der Heiligen Schrift. Dolcino folgte ihm bis Parma, wo er inspiriert wurde, alles zu verstehen.

Der Verkünder ging dem voran, der kommen sollte: der Gründer des ersten der sieben Orden. Auf dem hohen Stein zu Parma, von dem aus seit Jahren der Podesta zum Volke sprach, verkündete Dolcino den neuen Glauben. Er sagte, daß man sich in Mäntelchen aus weißem Leinen kleiden müsse, wie die Apostel, die auf der Lampendecke im Refektorium der Franziskaner gemalt seien. Er hielt daran fest, daß es nicht genüge, sich taufen zu lassen; und machte sich, um ganz zur Unschuld der Kinder rückzukehren, eine Wiege, ließ sich in Bänder wickeln und verlangte die Brust von einer einfachen Frau, die vor Frömmigkeit weinte. Und um seine Keuschheit zur Probe zu stellen, bat er einen Bürger, der möge seine Tochter überreden, daß sie ganz nackt neben ihm in einem Bett liege. Er erbettelte einen Sack Geld und verteilte ihn an die Armen, die Diebe und die lüderlichen Mädchen, indem er erklärte, Arbeit sei fürder nicht nötig, man solle leben nach dem Vorbilde der Tiere auf dem Felde. Robert, der Küchenbruder, entwich dem Kloster, um ihm zu folgen und ihn zu nähren aus einem Teller, den er den armen Brüdern gestohlen hatte. Die Frommen glaubten, die Zeit der Ritter Jesu Christi und der Ritter der Jungfrau sei wiedergekommen und die Zeit jener, die ehmals irrend und getrieben dem Gerardino Secarelli gefolgt waren. Sie rotteten sich fromm um Dolcino und sagten leise: »Vater, Vater, Vater!« Aber die Bettelmönche ließen

sie aus Parma jagen. Ein junges Mädchen aus vornehmen Geschlechte, Margherita lief vor ihm her durch das Tor, das sich auf die Straße nach Piacenza öffnet. Er bedeckte sie mit einem Sack, der das Kreuzzeichen trug und nahm sie mit sich. Die Schweinehirten und die Kuhhirten sahen sie am Feldrain. Viele verließen ihre Herden und kamen zu ihnen. Gefangene Weiber, welche die Bürger von Cremona durch Nasenabschneiden verstümmelt hatten, folgten ihnen. Sie trugen ihr Gesicht verhüllt in weißes Leinen; Margherita weihte sie ein. Sie ließen sich alle auf einem behölzten Berge unweit von Novarra nieder und übten das gemeinsame Leben. Dolcino stellte keine Regel auf und keinen Orden, da er sicher war, daß dies die Lehre der Apostel gewesen, und daß alles in liebender Barmherzigkeit sein sollte. Die so wollten, ernährten sich mit den Früchten der Bäume; andere bettelten in den Dörfern; andere stahlen Vieh. Das Leben des Dolcino und der Margherita war frei unter dem Himmel. Aber die Leute von Novarra wollten ihn nicht verstehen. Die Bauern beklagten sich über Diebstahl und Unfug. Man ließ einen Trupp Bewaffnete kommen, die den Berg umzingelten. Die Apostel wurden aus dem Lande gejagt. Dolcino aber und Margherita band man auf einen Esel, mit dem Gesicht gegen das Hinterteil, und so brachte man sie bis auf den großen Platz von Novarra. Sie wurden auf Befehl der Obrigkeit auf dem gleichen Scheiterhaufen verbrannt. Dolcino bat um keine Gnade als diese, daß man sie in der Strafe der Flammen bekleidet lasse wie die Apostel im Refektorium, mit ihren beiden weißen Mäntelchen.

GABRIEL SPENSER, SCHAUSPIELER. Seine Mutter war ein Mädchen namens Flum, die ganz hinten in Rotten-row, Picked-hatch einen kleinen Salon hielt. Ein Hauptmann, die Finger voll von Kupferringen, und zwei Galans in losen Wämsern pflegten sie nach dem Abendessen zu besuchen. Sie logierte drei Demoisellen, deren Namen Poll, Doll und Moll waren, und die den Tabakrauch nicht vertragen konnten. Weshalb sie häufig hinauf zu Bett gingen, und höfliche Edelleute begleiteten sie, nachdem sie sie mit einem Glas lauen spanischen Wein bewirtet hatten, um ihnen den Pfeifenqualm zu nehmen. Der kleine Gabriel kauerte still unter dem Kaminmantel, um die Erdäpfel im Feuer rösten zu sehen. Schauspieler kamen auch in den Salon; sie waren von verschiedenstem Aussehen. Sie trauten sich nicht in die großen Tavernen, wohin die von Vornehmen unterhaltenen Truppen gingen. Die einen sprachen im Stil der Aufschneider; andere blökten wie Blödsinnige. Sie spielten mit Gabriel, der von ihnen die gebrochenen Verse der Tragödie lernte und Rüpelscherze. Man schenkte ihm ein Stück scharlachnes Tuch mit verblaßten Goldfrangen, eine schwarze Samtmaske und einen alten hölzernen Dolch. So paradierte er ganz allein vor dem Herd, schwang einen Kienbrand wie eine

Fackel, und seiner Mutter Flum wackelte das dreifache Kinn vor Bewunderung der Frühreife ihres Kindes.
Die Schauspieler nahmen ihn zum Grünen Vorhang im Shoreditch mit, wo er zitterte vor den Wutanfällen des kleinen Komödianten, der bellend die Rolle des Jeronymo schäumte. Man sah da auch den alten König Lear mit seinem weißen zerzausten Bart, wie er sich aufs Knie ließ um Verzeihung von seiner Tochter Cordelia; ein Clown imitierte den Wahnsinn des Tarleton und ein anderer erschreckte in einem Bettlaken den Prinzen Amlet. Sir John Oldcastle brachte mit seinem mächtigen Bauch das ganze Publikum zum Lachen. Der Narr sang Lieder, die der Dumme nie verstand, und ein Clown in einer Wollmütze steckte alle Augenblicke den Kopf unten beim Vorhang hervor, um Grimassen zu schneiden. Da war auch noch ein Jongleur mit Affen und ein Mann wie eine Frau angezogen, der, in Gabriels Idee, ganz aussah wie seine Mutter Flum.
Als Gabriel fünfzehn Jahre hatte, bemerkten die Komödianten vom Grünen Vorhang, daß er schön und zart war und gut die Rollen der Frauen und jungen Mädchen spielen könnte. Flum kämmte ihm das Haar, das er nach rückwärts gestrichen trug; er hatte eine zarte Haut, große Augen, hohe Brauen, und Flum durchbohrte ihm die Ohrläppchen, um zwei falsche Perlen hineinzuhängen. So trat er in die Komödien=Gesellschaft des Herzogs von Nottingham, und man macht ihm Kleider aus Taffet und Damast, mit Flitter und Frangen, und Spitzenkorsagen und Hanfperrücken mit langen Locken. Im Probiersaal brachte man ihm das Schminken bei. Erst wurde er rot als er auf die Bühne stieg; und dann minaudierte er, wenn er auf Galanterien antwortete. Poll, Doll und Moll, welche die sehr geschäftig tuende Flum mitgenommen hatte, erklärten unter lautem Gelächter, daß er ganz eine Frau wäre und wollten ihn nach der Vorstellung aufschnüren. Sie brachten ihn zurück nach Picked=hatch und seine Mutter ließ ihn eines seiner Kleider anziehen, um ihn dem Hauptmann zu zeigen, der unter tausend Komplimenten so tat, als wolle er ihm einen häßlichen vergoldeten Ring mit einem Glaskarfunkel an den Finger stecken.
Gabriel Spenser's beste Kameraden waren William Bird, Edward Juby und die beiden Jesses. Die fünf unternahmen es einmal im Sommer, wie die Wanderschauspieler in den Landstätten zu spielen. Sie reisten in einem Planwagen, in dem sie auch zur Nacht schliefen. Auf der Straße nach Hammersmith sprang eines Abends ein Mann aus dem Graben auf und hielt ihnen den Lauf einer Pistole unter die Nasen. – »Euer Geld! Ich bin Gamaliel Ratsey, durch Gottes Gnade Straßenräuber, und ich warte nicht gern.« Worauf die zwei Jesses zitternd sagten: »Wir haben kein Geld, Euer Gnaden, nur diesen kupfernen Flitter und diesen gefärbten Kamlott, und sind arme Komödianten, herumziehend wie Eure Herr=

lichkeit selber.« – »Komödienspieler?« rief Gamaliel Ratsey, »das ist ausgezeichnet. Ich bin kein Schnapphahn und kein Spitzbub, und hab Theaterspieler gern. Hätt ich nicht eine gewisse Achtung für den alten Derrick, der mich wohl die Leiter hinaufzuführen wüßte und mich den Kopf wackeln machte, so verließ ich das Flußufer schon nicht und die lustigen Kneipen mit dem Vorhang, wo Ihr, meine Vieledlen, gewohnt seid, so viel Geist zu zeigen. Seid drum willkommen. Der Abend ist schön. Schlagt Eure Bühne auf und spielt mir Euer bestes Spektakel. Gamaliel Ratsey wird Euch zuhören. Das ist nichts Gewöhnliches. Ihr könnt es erzählen.« – »Das kostet uns das Spielhonorar«, sagten furchtsam die beiden Jesses. – »Spielhonorar? Was redet Ihr da von Spielhonorar? Ich bin hier der König Gamaliel, wie Elisabeth Königin ist in der Stadt. Und ich werd Euch als König behandeln. Hier sind vierzig Schillinge.« Die Schauspieler stiegen bebend vom Wagen. – »Wollen Seine Majestät sagen, was wir spielen sollen«, fragte Bird. Gamaliel dachte nach und sah auf Gabriel. – »Meiner Treu, sagte er dann, ein schönes Stück für diese Demoiselle, und recht melancholisch. Sie muß bezaubernd als Ophelia sein. Da herum gibts Fingerhut – wahrhafte Totenfingerhüte. Amlet, das spielt! Ich mag die Humore dieses Stückes gern. Wäre ich nicht Gamaliel, möchte ich den Amlet spielen. Vorwärts, und gebt fein acht bei den Degenstößen, meine vortrefflichen Troianer, meine wachsamen Corinthier!« Man zündete die Laternen an. Gamaliel hörte aufmerksam zu. Nach dem Ende sagte er zu Gabriel Spenser: »Schöne Ophelia, ich dispensiere Euch vom Kompliment. Ihr könnt gehen, Truppe des Königs Gamaliel. Seine Majestät ist zufrieden.« Darauf verschwand er im Dunkeln. Als sich im Morgengrauen der Wagen wieder in Bewegung setzte, sah man Gamaliel wieder, der den Weg versperrte, die Pistole in der Hand. – »Gamaliel Ratsey, Straßenräuber, sagte er, will die vierzig Schillinge des Königs Gamaliel haben. Vorwärts, vorwärts. Und danke für das Spektakel. Entschieden, die Humore Amlets gefallen mir unendlich. Ophelia meine Verbeugung.« Die beiden Jesses, die das Geld verwahrten, gaben es nicht gern her. Gamaliel grüßte und lief im Galopp davon. Auf dieses Abenteuer hin kehrte die Truppe nach London zurück. Man erzählte, ein Räuber hätte Ophelia in Kleid und Perrücke entführen wollen. Ein Mädchen, genannt Pat King, und die oft in den Grünen Vorhang kam, beteuerte, daß sie das gar nicht überrasche. Sie hatte ein fettes Gesicht und eine runde Taille. Flum lud sie ein, damit sie Gabriel kennen lerne. Sie fand ihn lieb und küßte ihn zärtlich. Darauf kam sie öfter. Pat war die Freundin eines Ziegelstreichers, den sein Handwerk langweilte und der den Ehrgeiz hatte, im Grünen Vorhang zu spielen. Er nannte sich Ben Johnson und war sehr stolz auf seine Erziehung, da er Schreiber war und etwas Latein konnte. Es war ein großer, vierschrötiger Mensch, pockennarbig, und das rechte Auge saß ihm höher als das

linke. Er hatte eine laute und kurrige Stimme. Dieser Mordskerl war Soldat in den Niederlanden gewesen. Er ging der Pat King nach, packte Gabriel bei der Haut am Nacken und schleppte ihn auf die Felder von Hoxton, wo sich ihm der arme Gabriel mit einem Schwert in der Hand stellen mußte. Flum hatte ihm heimlich eine um zehn Daumen längere Klinge zugesteckt. Sie ging Ben Johnson in den Arm. Gabriel hatte die Lunge durchstochen. Er starb auf dem Platze. Flum lief nach den Konstablern. Man brachte den immerfort fluchenden Ben Johnson nach Newgate. Flum war sicher, daß er gehenkt würde. Aber er rezitierte seine Psalmen auf lateinisch, zeigte, daß er Schreiber sei, und man zeichnete ihm bloß die Hand mit einem roten Eisen.

CYRIL TOURNEUR, TRAGISCHER DICHTER. Cyril Tourneur entsprang aus der Parung eines unbekannten Gottes mit einer Prostituierten. Man findet die Probe auf seinen göttlichen Ursprung und dessen Beweis in dem heroischen Atheismus, unter dem er zusammenbrach. Seine Mutter gab ihm den Instinkt der Empörung und der Unzucht, die Furcht vor dem Tode, die Schauer der Wollust und den Haß gegen die Könige, von seinem Vater hatte er die Liebe sich zu krönen, den Stolz des Herrschens und die Freude des Schöpfens; beide gaben ihm den Geschmack an der Nacht, an rotem Licht und am Blut.
Das Datum seiner Geburt ist unbekannt, aber er erschien an einem schwarzen Tage in einem Pestjahr. Kein himmlischer Schutz wachte über dem Mädchen der Liebe, das von einem Gotte schwanger war, denn sie hatte Pestflecken am Leibe paar Tage vor ihrer Niederkunft, und die Tür ihres kleinen Hauses war mit einem roten Kreuz gezeichnet. Cyril Tourneur kam beim Ton der Begräbnisglocke zur Welt. Und wie sein Vater im gemeinsamen Himmel der Götter verschwunden war, so schleifte ein grüner Karren seine Mutter in den gemeinsamen Graben der Menschen. Man erzählt, die Finsternis sei so groß gewesen, daß der Totengräber die Tür des verpesteten Hauses mit einer Pechfackel suchen mußte; ein anderer Chronist versichert, daß der Nebel auf der Themse (die das Haus bespülte) sich scharlachrot streifte, und daß aus dem Maule der Feuerglocke die Stimme der Kynocephalen brach; sicher und außer allem Zweifel ist, daß ein flammender und wütender Stern über dem Dachtriangel sich zeigte, aus rußigen, zusammengedrehten, schlecht verknüpften Strahlen gemacht, und daß ihm das neugeborne Kind durch eine Dachluke die Faust zeigte, während der Stern auf das Kind seine unformen Feuerstacheln schüttelte. So trat Cyril Tourneur in das weite Hohlrund der Kimmrischen Nacht.
Es ist nicht möglich, herauszubekommen, was er dachte oder tat bis zu seinem dreißigsten Jahr, was die Zeichen seiner geheimen Göttlichkeit waren, wie er

von seinem eigenen Königtum überzeugte. Ein dunkles und erschreckliches Merkzeichen enthält das Verzeichnis seiner Gotteslästerungen. Er erklärte, daß Moses nichts weiter als ein Jongleur und ein gewisser Heriots viel geschickter war. Daß der erste Anfang der Religion nur war, die Menschen in Angst und Schrecken zu halten. Daß Christus viel eher den Tod verdient habe als Barrabas, trotzdem Barrabas ein Dieb und Mörder war. Daß, wenn er es unternähme, eine neue Religion zu schreiben, er sie auf einem besseren und herrlicheren Plane errichten wolle, und daß das Neue Testament einen abstoßenden Stil habe. Daß er genau so viel Recht habe, Münzen zu schlagen wie die Königin von England, und daß er einen gewissen Poele, Sträfling in Newgate kenne, sehr geschickt im Mischen der Metalle, mit dessen Hilfe er eines Tages Münzen mit seinem Bilde prägen wolle. Eine fromme Seele hat auf dem Pergament andere noch schrecklichere Behauptungen unleserlich gemacht. Aber diese Worte wurden von einem gemeinen Manne gesammelt. Die Gesten des Cyril Tourneur verkünden eine rachsüchtigere Gottlosigkeit. Man stellt ihn dar in einem langen schwarzen Gewand, auf dem Haupt eine ruhmvolle Krone mit zwölf Sternen, den Fuß auf der Himmelskugel, die Erdkugel in seiner rechten Hand. Er lief durch die Straßen in Pest- und Sturmnächten. Er war wachsbleich wie geweihte Kerzen und seine Augen leuchteten weich wie brennender Weihrauch. Einige behaupten, er habe auf der rechten Hüfte das Zeichen eines sonderbaren Petschaftes gehabt; aber es war nicht möglich, dies nach seinem Ableben festzustellen, denn niemand sah seinen Balg.

Zu seiner Geliebten machte er eine Prostituierte von der Bankside, die in den Uferstraßen strich, und er liebte einzig sie. Sie war ganz jung und ihr Gesicht war elend und unschuldig. Röten flögen darüber hin wie flackernde Flammen. Cyril Tourneur gab ihr den Namen Rosamunde und hatte ein Mädchen von ihr, das er liebte. Rosamunde starb eines tragischen Todes, ein Fürst hatte sein Auge auf sie geworfen. Man weiß, daß sie aus einem durchsichtigen Becher ein smaragdfarbenes Gift trank. Da war es, daß sich die Rache in Cyril's Seele dem Stolze mischte. Nächtlich lief er durch den Mail, den königlichen Zug entlang, in seiner Hand eine flammende Pechfackel, um den giftmischerischen Fürsten zu beleuchten. Der Haß gegen alle Autorität stieg ihm in Mund und Hand. Er trieb sich auf den Landstraßen herum, nicht um zu stehlen, sondern um Könige umzubringen. Auf die Fürsten, die um diese Zeit verschwanden, fiel das Licht der Fackel Cyril Tourneurs; sie wurden von ihm getötet. Er legte sich in den Hinterhalt auf den Wegen der Königin, bei den Steinbrüchen und Kalkgruben. Er suchte sein Opfer aus der Menge, bot sich an, ihm in den Hohlwegen zu leuchten, führte es bis zur Öffnung der Gruben, löschte seine Fackel aus und stieß hinab. Der Kies regnete dem Falle nach. Dann legte sich Cyril über den Rand und ließ zwei Felsblöcke hinun-

ter rollen, daß sie das Schreien ersticken. Und bewachte dann bis zum Morgen den Leichnam, der sich im Kalk verzehrte, nah dem trübroten Brennofen.
Nachdem Cyril Tourneur seinen Haß gegen die Könige gestillt hatte, ergriff ihn der Haß gegen die Götter. Der göttliche Stachel, den er in sich hatte, spornte ihn zum Erschaffen. Er dachte, er könne eine Geschlecht aus seinem eigenen Blute gründen und sich verbreiten wie Gott auf Erden. Er sah seine Tochter an und fand sie Jungfrau und begehrlich. Um seine Absicht angesichts des Himmels zu vollenden fand er keinen besseren Ort als einen Friedhof. Er schwur, dem Tod zu trotzen und eine neue Menschheit zu erschaffen inmitten der von göttlichen Regeln bestimmten Zerstörung. Inmitten alter Knochen wollte er junge Knochen schwängern. Cyril Tourneur besaß seine Tochter auf dem Deckel eines Beinhauses.
Das Ende seines Lebens verliert sich in einem dunklen Glanz. Man weiß nicht, welche Hand uns die »Tragödie des Gottlosen« und die »Tragödie des Rächers« überliefert hat. Eine Tradition besagt, daß Cyril Tourneur's Stolz noch höher stieg. Er ließ einen Thron in seinem schwarzen Garten errichten und pflegte sich darauf niederzulassen, goldgekrönt, unter dem Blitz. Einige sahen ihn so und rannten davon, erschreckt von den bläulichen Nadeln, die um sein Haupt sprangen. Er las in einer Handschrift der Gedichte des Empedokles, die niemand seit dem wieder gesehen hat. Er gab oft seiner Verwunderung über den Tod des Empedokles Ausdruck. Und das Jahr, in dem er verschwand, war wieder ein Pestjahr. Das Londoner Volk lebte auf verankerten Booten auf der Temse. Ein erschreckender Meteor stürzte aus dem Monde. Eine weiße Feuerkugel, die sich sonderbar drehte. Sie nahm Richtung auf Cyril Tourneurs Haus, das wie Metall zu leuchten anfing. Der schwarzgekleidete und goldgekrönte Mann erwartete auf seinem Throne die Ankunft des Meteors. Wie vor den Schlachten im Theater war ein dumpfer Trompetenlärm. Cyril Tourneur wurde eingehüllt von einem Schein aus zerstäubten rosigen Blut. Trompeten, in die Nacht gerichtet, tönten, wie im Theater eine Trauerfanfare. So wurde Cyril Tourneur in einen unbekannten Gott gestürzt im taciturnen Wirbel des Himmels.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Den Lesern des Hyperion seien diese neuen Bücher sehr empfohlen: Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von Martin Buber. DIEDERICHS=Jena. — G. O. Knoop. Aus den Papieren des Freiherrn von Skarpl. FLEISCHEL=Berlin. — Émile Verhaeren, Les Heures claires. MERCURE=Paris. — R.C. Trevelyan, Sisyphus, an operatic fable. LONGMANS, GREEN AND CO.=London. — Gedichte von Robert Walser. Mit ‹16› Radierungen von Karl Walser. BRUNO CASSIRER=Berlin. — J. M. R. Lenz. Gesammelte Schriften. Erster Band. G. MÜLLER=München. — J. Mélia, La viea moureuse de Stendhal. MERCURE=Paris. — La Nouvelle Revue Française; II. fasc. RUE D'ASSAS=Paris. — Als die beste anglo=amerikanische Revue sei empfohlen: The Forum; editet by FREDERIC TABER COOPER=New=York. $ 2.00 a Year. Brian Hooker, der talentvollste der jungen Generation veröffentlicht hier seine Gedichte. Clayton Hamilton müht sich um die Reform des amerikanischen Theaters. — Calvert and Hartley, El Greco. Illustr. LANE=London. — Max Brod, Ein tschechisches Dienstmädchen. JUNCKER=Berlin. — Gerhard Hauptmann, Griechischer Frühling. S. FISCHER=Berlin. — G. K. C. Orthodoxie. H.v. WEBER=München. — Maurice Barrès, Colette Baudoche. JUVEN=Paris. — Alte deutsche Gedichte, herausgegeben von K. Wolfskehl und F. von der Leyen. INSEL=VERLAG=Leipzig. — Montaigne, Tagebuch einer Reise; deutsch nach Bode von W. Weigand. G. MÜLLER=München. — Robert Walser, Jakob von Gunten; ein Tagebuch. B. CASSIRER=Berlin. — Hyperion=Bücher siehe Mitt. d. Verlages.

Mit einem Aufsatz über SWINBURNE im 9. Hefte tritt RUDOLF BORCHARDT in den Kreis der regelmäßigen Mitarbeiter an dieser Zeitschrift. Er wird in jedem Hefte des Hyperion und nur hier seine Arbeiten veröffentlichen.

DER VERLAG bittet dringend, unverlangte Zusendungen von Manuskripten, Zeichnungen etc. zu unterlassen und lehnt jede Haftung für solche Sendungen ab.

MITTEILUNGEN DES HYPERION=VERLAGES HANS VON WEBER · MÜNCHEN

Von einigen neuen Veröffentlichungen, die der Verlag vorbereitet, und die demnächst erscheinen werden, sei den Lesern Mitteilung gemacht.

Aus dem Nachlasse von RUDOLF WILKE, dem Simplizissimus=Zeichner, der am wenigsten der Worte bedurfte, da er, was er wollte, ganz in seinen malerischen Zeichnungen gab, erscheinen 31 gefalzte Blätter in einem Großfoliobande — nicht als Mappe. Die Bilder — künstlerisch vollendete Lithographien der Hofkunstanstalt Dr. Carl Wolf & Sohn in München — werden vollkommen getreue Faksimile=Wiedergaben der Originale sein. Die Luxusausgabe — 45 Exem=

plare auf Japan in Halbfranzbänden — kostet 52 M, die 500 Exemplare der gewöhnlichen Ausgabe — auf englischem Collotype-Paper in Pappband — 27 M.

Von den LIAISONS DANGEREUSES des CHODERLOS DE LACLOS, dem bedeutendsten Romane des 18. Jahrhunderts nicht nur, sondern einem der größten Werke der Weltliteratur, ist eine vom Herausgeber des HYPERION besorgte Übersetzung erschienen. Der Verlag bemüht sich, dem Buche, das in zwei Bänden erscheint, eine seiner Bedeutung würdige äußere Form zu geben, die in leiser Anlehnung an die französische Buchausstattung des 18. Jahrhunderts doch heutzeitlich sein soll, entsprechend dem Charakter des Romanes, der in keiner Weise Rokoko ist. Der Ausgabe sind 13 Kupfer der Edition von 1796 in Gravüre beigegeben (von I. B. Obernetter-München); zwei Kupfer wurden ihrer veralteten und geschraubten Allegorik wegen als auch wegen ihrer geringen künstlerischen Qualität nicht reproduziert. 40 Exemplare der Vorzugsausgabe auf Hadernpapier, einer getreuen Nachschöpfung des Papieres der Originalausgabe, erhalten von Carl Sonntag jun. einen Einband in echtem Saffi-Maroquin, der in Handvergoldung mit alten schönen Fileten geschmückt wird. Preis 50 M. Die 800 von A. Köllner in Leipzig gebundenen Exemplare der gewöhnlichen Ausgabe auf einem ähnlichen Papiere kosten 20 M.

»DIE TROPHÄEN«, den einzigen Gedichtband des letzten und bedeutendsten Parnassiens, des auch von den Symbolisten verehrten JOSÉ MARIA DE HERÉDIA, in der Übersetzung von EMIL VON GEBSATTEL deutschen Lesern vorzulegen, dürfte trotz sonst wohl begründeter Ablehnung übersetzter Lyrik insofern mehr als zu verantworten sein, als E. von Gebsattels Übersetzung eine kongeniale Nachschöpfung der wie in Stein geschnittenen und wie aus Gold gehämmerten Sonette des großen Dichters ist. Das Buch wurde in der HYPERION-Antiqua von 1909 gedruckt, auf gleichem Papiere. Walter Tiemann zeichnete Titel und Umschlag. Gebunden bei A. Köllner in Leipzig. Luxus-Ausgabe M 12, Velin-Ausgabe gebunden M 4.50, broschiert M 3.—

Die 14 Kapitel des Buches „ORTHODOXIE" von G. K. C., deren erste zwei im vorigen Hefte abgedruckt wurden, sind zu Ostern als Buch erschienen. Dem Einwurfe, daß er ernste Gegenstände mit Witz behandle und nicht mit den verlangten Denkerstirnfalten des Pedanten, dürfte der Verfasser mit der Bemerkung erwidern, daß es, um zu zeigen, daß zwei mal zwei vier ist, gleichgültig sei, ob man für die Zahlenwerte Äpfel oder Minister oder sonst was einsetze. Preis geb. M 4.50, broschiert M 3.50.

Ein Roman von VALERIUS BRJUSSOFF, »DER FEURIGE ENGEL«, der alle bisherigen Werke des Dichters an Bedeutung weit übertrifft, wird in einer

Übersetzung von REINHOLD VON WALTER im Herbste erscheinen. Er spielt im Mittelalter und behandelt die Geheimnisse der Kabbala. Nostradamus und Faust treten handelnd auf. Ebenfalls im Herbste wird ein Roman von Felix Sternheim, »DIE GESCHICHTE DES JUNGEN OSWALD« erscheinen.
Drei Bücher, deren relatives Bekanntsein dazu berechtigen konnte, hat der Verlag Künstlern zur Illustrierung gegeben:
Eine Auswahl der schönsten Märchen ANDERSENS dem Zeichner WALO VON MAY und FRIEDRICH VON SALLETS »KONTRASTE UND PARADOXEN« ALPHONS WOELFLE. Den Roman »MEIN ONKEL BENJAMIN« von CLAUDE TILLIER wird EMIL PREETORIUS illustrieren.
Alle drei im Herbst erscheinenden Bücher werden richtige mit Bildern illustrierte Bücher sein, nicht mit Ornamenten geschmückte: ein Versuch, die alte Tradition des illustrierten Buches wieder zu beleben und gegen ein vermeintliches Gesetz neuerer Zeit zu sündigen, das nur die ornamentale Vignette und die stilisierte Zeichnung im Buche duldet.
Über solche und andere Angelegenheiten des Buchwesens soll schließlich »DER ZWIEBELFISCH« den geneigten und dafür interessierten Leser unterhaltend unterrichten, wie in der Einladung zur ersten Nummer des weiteren ausgeführt ist. Jede Nummer ⟨Preis 50 Pfennig⟩ wird in anderem Formate und anderer Type gedruckt sein und ist mit ihrem Erscheinen an keinen bestimmten Termin gebunden. Die auf tibetanisches Toktubajanpapier gedruckte Luxusausgabe war ein Aprilscherz und erscheint nicht weiter, zumal schon die gewöhnliche Ausgabe sehr schön ist.
Der mit vielen Bildern geschmückte FRÜHJAHRSKATALOG des HYPERION-VERLAGES bringt unter dem Titel »IRRUNGEN, BILLIGUNGEN UND ANSICHTEN« Ausführungen von HANS VON WEBER über BUCHKUNST und BUCHHANDWERK.
Erwähnt sei noch, daß die genannten Bücher, wie auch ein nicht in den Handel gekommener Privatdruck einer Novelle von AUBREY BEARDSLEY von Poeschel & Trepte in Leipzig gedruckt sind.
Die Gravüren dieses Heftes sind von J. B. OBERNETTER, die Lithographien von DR. CARL WOLF & SOHN in München hergestellt.

FRANZ BLEI. Das Lustwäldchen. Galante Gedichte aus der deutschen Barock=zeit. Mit handkoloriertem Titel von Const. Somoff. Broschiert M 3.—, geb. M 4.50. In Leder geb. M 7.50.

FRANZ BLEI. Das Lesebuch der Marquise. Ein Rokokobuch. Mit zahlreichen, teilweise handkolorierten Vollbildern, Rahmen, Vignetten usw. von Const. Somoff. Luxusausgabe M 50.—; in Leder M 25.—; kartonniert M 12.—.

FRANZ BLEI. Die Puderquaste. Ein Damenbrevier. Luxusausgabe M 15.—; gebunden M 5.40; broschiert M 4.50.

VALERIUS BRJUSSOFF. Der Erduntergang. Tragödie künftiger Zeiten. Luxusausgabe M 9.—; geb. M 2.75; broschiert M 2.—.

VALERIUS BRJUSSOFF. Die Republik des Südkreuzes. Novellen. Mit Titel, Initialen usw. von Otto zu Gutenegg. Luxusausgabe M 15.—; geb. M 4.50; broschiert M 3.—.

JACQUES CAZOTTE. Biondetta, der verliebte Teufel. Novelle. Mit hand=koloriertem Titel und Rahmen von Th. Th. Heine. Auf Bütten. Luxusausgabe M 15.—; geb. M 4.50; brosch. M 3.—.

ADELBERT VON CHAMISSO. Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Illustriert von Emil Preetorius. Luxusausgabe M 18.—; auf Bütten und Japan, geb. M 6.—; broschiert M 4.50.

PAUL CLAUDEL. Mittagswende. Drama. Deutsch von Franz Blei. Luxus=ausgabe M 12.—; brosch. M 3.50.

ANDRÉ GIDE. Der schlecht gefesselte Prometheus. Humoreske. Deutsch von Franz Blei. Mit 6 Bildern von Pierre Bonnard. Luxusausgabe M 12.—; gebunden M 4.—.

REMY DE GOURMONT. Komödien einer Frau. Roman. Deutsch von Anna S. Gasteiger. Luxusausgabe M 12.—; in Ganzleinenband M 4.50; broschiert M 3.50.

FRIEDRICH HEBBEL. Judith. Mit 10 Vollbildern, 10 Vignetten und Ein=band von Th. Th. Heine. Luxusausgabe M 30.—; auf Van Gelder und Japan in Ganzleinen geb. M 10.—; broschiert M 6.—.

ALFRED KUBIN. Mappe mit 15 Faksimile=Duplex=Drucken auf Bütten M 6.—; Luxusausgabe M 30.—.

MAURICE RENARD. Der Doktor Lerne. Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack. Luxusausgabe M 12.—; geb. M 5.50; broschiert M 4.50.

FJODOR SOLLOGUB. Das Buch der Märchen. Mit Titel, Umschlag usw. von Otto zu Gutenegg. Luxusausgabe M 10.—; in weiches Leder gebun=den M 5.—; broschiert M 2.—.

Verantwortlich für den literarischen Teil: FRANZ BLEI in München 19:
für den Bildteil: ALFRED WALTER VON HEYMEL in München;
für die Mitteilungen des Verlags: HANS VON WEBER in München 31.

HYPERION 1909



DIE sechs ersten Hefte des Hyperion liegen in drei Leinenbänden der Wiener Werkstätte gebunden vor und sind zum Preise von M 60.—, broschiert M. 48.— zu beziehen. Sie enthalten Beiträge von: Goethe, Hofmannsthal, Rilke, H. Mann, C. Schüddekopf, W. v. Scholz, Blei, C. Sternheim, Verhaeren, Meier-Graefe, Dauthendey, R. Gournay, Dehmel, Wiegler, Claudel, Brod, N. Jacques, P. Heyden, K. Martens, O. Vrieslander, G. Meredith, Heinse, M. Mell, K. Schloß, F. v. Lobkowitz, R. Borchardt, A. Gide, H. Carossa, R. Schickele, K. Vollmöller, R. de Gourmont, P. Ernst, G. d'Annunzio, E. Stucken, M. Barrés, R. von Walter, Emil von Gebsattel, G. O. Knoop, R. Musil, A. W. v. Heymel, E. North, E. T. A. Hoffmann, L. Bauer, E. A. Poe, Th. Etzel, Giovanni Pascoli, Benno Geiger, A. A. Block, A. Symons, Henri de Régnier, H. Bahr. 68 Bilder von: C. Somoff, Th. Th. Heine, Pascin, Marées, Goya, Mayrshofer, Toulouse-Lautrec, Van Gogh, Gauguin, Pissaro, Laboureur, Cervelli, Beardsley, Kley, Millet, Matthes, Signac, Stremel, Maillol, Rodin, Nolde, Habermann, E. Heckel, C. Amiet, J. J. Vrieslander, A. Thomann, Guérin, Klimt, Guys, L. v. Hofmann, G. Craig, E. Bloos, Hokusai. Davon sind: 1 Radierung, 5 Holzschnitte, 15 Lithographien, 9 Photolithographien, 14 Lichtdrucke, 24 Strichätzungen, zum Teil mit der Hand koloriert.

Bestellungen nimmt jede bessere Buchhandlung entgegen.

HANS VON WEBER · VERLAG

MÜNCHEN.



DIE ORIGINALE

ZU DEN BILDERN DIESES HEFTES SIND SÄMTLICH EIGENTUM DER BREMER KUNSTHALLE UND WURDEN UNS VON DER DIREKTION DER BREMER KUNSTHALLE IN LIEBENSWÜRDIGSTER WEISE ZUR WIEDERGABE IM HYPERION ÜBERLASSEN







